

Aus dem Inhalt:

Trauertage, Trauerzeiten in Gottesdienst und Seelsorge

Kontakt zu Toten. Seelsorgerlicher Umgang
mit spiritualistischer Religiosität im Trauerprozess

Friedhöfe auch für Tiere?

Das Trauercafé –
eine Chance zur Trauerbegleitung

Zur Diskussion

Aus dem Pfarrverein

Aus dem Förderverein

Aus der Pfarrvertretung



Liebe Leserin, lieber Leser!

Auf der Internetseite trauernetz.de haben sich einige evangelische Landeskirchen zusammengeschlossen und bieten Trauernden durch ihr Angebot Halt und Trost. Abgesehen davon, dass ich diese Seite schön gestaltet finde, hat mich das Wort Trauernetz besonders angesprochen. Denn trauernde Menschen brauchen, wie ich selbst auch weiß, ein Netz, das sie auffängt. Ein Netz von Menschen. Oder ein Netz von Worten, die stärken. Oder weitere Angebote in Form von einer Trauergruppe, in der sie sich mit anderen vernetzen können. Oder einem Trauercafé, wie es in einem unserer Artikel vorgestellt wird.

Dass trauernde Menschen innerlich oder auch äußerlich wahrnehmbar in einer Verbindung zu den Verstorbenen stehen und was diese Erfahrung für die seel-sorgliche Begegnung bedeutet, lesen Sie in einem weiteren Beitrag. Da wird spürbar, welche vielleicht gänzlich unerwartete und sicher grenzwertige Form Trauer annehmen kann und wie wichtig gerade dort ein Trauernetz für die Betroffenen ist. Auch für diejenigen, die um einen tierischen Begleiter trauern und gemeinsam mit diesem bestattet werden möchten. Dieses Thema, dem sich ein weiterer Artikel in dieser Ausgabe widmet, mag etwas randständig erscheinen, doch entspricht es dem allgemeinen Individualisierungstrend und fordert kirchliches und seelsorgliches Handeln heraus.

Gottesdienste, die Trauernde zu trösten verstehen, werden Sie ja selbst bald am

Ewigkeitssonntag gestalten, möglicherweise auch anlässlich des Volkstrauertages und immer wieder bei Bestattungen.

Wir wünschen Ihnen, dass Sie dabei die passenden Worte und Gesten finden. Ebenso, dass auch Sie sich fallen lassen können in ein Netz von Menschen, Worte oder Rituale. Ein Netz, das Sie hält, auffängt, stärkt für Ihr seelsorgliches Tun an Trauertagen und in Trauerzeiten.

Für das Tandem in der Schriftleitung

Ihre



Hinweis auf die übernächste Ausgabe

*Die übernächste Ausgabe 1/2017
widmet sich dem Reformationsjahr 2017.*

*Bitte senden Sie Ihre Beiträge am besten als
Word-Datei*

bis spätestens zum

5. Dezember 2016

an die Schriftleitung.

*Die kommende Ausgabe 11-12/2016
(Doppelnummer), die den Badischen Tag
der Pfarrfrauen und Pfarrer in Pforzheim
dokumentiert, befindet sich bereits
in Vorbereitung.*

Kontakt zu Toten – Seelsorgerlicher Umgang mit spiritualistischer Religiosität im Trauerprozess

■ **Auch wenn der Aufsatz der Marburger Praktischen Theologin Ulrike-Wagner Rauschon angesichts des rasanten Wandels der Trauerkultur mit seinen zehn Jahre schon fast als veraltet gelten kann, ist sein Inhalt doch immer noch hochaktuell: Wie kann theologisch und seelsorglich verantwortet damit umgegangen werden, wenn Trauernde mit der postmortalen Realität ihrer verstorbenen Angehörigen rechnen?**

1. Alle Trauernden haben Kontakt zu den Verstorbenen

Trauernde haben auf die eine oder andere Weise Kontakt zu den Menschen, deren Verlust Ursache ihrer Trauer ist. Zugespitzt kann man sagen: Der Trauerprozess ist nicht nur ein Geschehen, das die Trauernden selbst betrifft, sondern eine spezifische Beziehungsform zu verstorbenen Menschen. In dieser Beziehung gibt es vielfältige Möglichkeiten des Kontaktes, bei denen die Hinterbliebenen nicht immer scharf unterscheiden können oder wollen, welche Realität den Begegnungserfahrungen zuzuschreiben ist, oder es den Trauernden zuweilen fraglich ist, ob die Initiative dazu ausschließlich von ihnen selbst ausgeht oder auch die Toten aktiv sind. Direkt nach dem Tod ist der Kontakt noch unzweifelhaft greifbar und leiblich möglich. Man kann bei den Verstorbenen wachen, sich um sie versammeln. Man kann sie waschen und

bekleiden. Man kann sie in den Sarg legen und ihnen beziehungsvolle Gegenstände an die Seite geben. In all diesen Handlungen, aber eben auch über sie hinaus sind die Toten präsent in Gedanken und in Empfindungen, in Erinnerungen, in Phantasien und Träumen¹ und in den zahllosen Erzählungen über die Vergangenheit. Nicht selten halten die Trauernden noch lange an den Lebensgewohnheiten fest, die sie mit den Verstorbenen verbunden haben, decken den Tisch so, als äße man noch gemeinsam an ihm, beharren auf dem leeren Bett an ihrer Seite, an den Kleidern im Schrank, an der unveränderten Ordnung im verwaisten Zimmer. Häufig unterliegen sie Sinnestäuschungen, meinen den Toten/die Tote flüchtig in einer Menschenmenge wahrzunehmen, hören den bekannten Schritt auf der Treppe, empfinden den Geruch, der aus jahrelangem Kontakt vertraut und lieb geworden ist.

Trauernde haben Visionen oder Auditionen, in denen die Toten sich ihnen zeigen.

Aber über diese Phänomene der Erinnerung und der geistig-emotionalen Präsenz der Toten hinaus gibt es auch immer wieder Erscheinungen, die als Verweise auf eine andersartige Realität der Toten gelesen werden können: Trauernde haben Visionen oder Auditionen, in denen die Toten sich ihnen zeigen. Sie beobachten Veränderungen im Haus und im Lebensumfeld, die sie an ein geheimnisvolles Eingreifen der Verstorbenen denken lassen. Sie empfangen Botschaften

über Dritte, die so detailliert auf Tatsachen zurückgreifen, die eigentlich nur die verlorenen Menschen kennen können, dass es sich nahe legt, den Absender dieser Botschaften in einer anderen Welt neben der uns bekannten zu vermuten. Alle, die Trauernde auf ihrem Weg begleiten, werden mit Erfahrungen und Phänomenen² konfrontiert, die auf eine bleibende Möglichkeit der Präsenz der Toten in der Welt der Lebenden hinzuweisen scheinen. Für die Trauernden selbst sind solche Erfahrungen oft höchst ambivalent: Die Freude und Aufregung, mit dem verlorenen, vermissten Menschen in Kontakt zu treten, mischt sich mit Schrecken. Denn dass die Toten tot sind und nicht mehr erreichbar für die Lebenden, ist ebenso eine schmerzliche Erfahrung wie auch eine basale Annahme des westlichen Wirklichkeitsverständnisses. Wenn diese Annahme erschüttert wird, löst das nicht nur Staunen, sondern auch Beunruhigung und Erschrecken aus. Der Erdwurf am Grab, Bestandteil einer christlichen Bestattung, verweist symbolisch schon auf die Ambivalenz, die eine Erscheinung von Toten auslöst: Die Erde auf den Sarg zu werfen und ihr Poltern auf seinem Deckel zu hören, vermittelt einerseits die bittere Einsicht, dass nicht wiederkommt, wer unter diesem Deckel begraben wird. Zugleich bestätigt der Erdwurf das auch: Wer hier liegt, bleibt dort.³ Man muss ohne ihn leben, das ist die eine Seite. Man kann aber auch sicher sein, dass er nicht wiederkehrt; man ist frei von ihm. Das ist die andere Seite. Das Hinabwerfen der

Erde hat aggressive Anteile, ohne die Menschen sich nicht voneinander trennen können. Wenn Tote – auf welche Weise auch immer – den Kontakt zu den Lebenden suchen, so erfüllt sich darin nicht nur eine Sehnsucht der Trauernden, sondern die Erfahrung hat auch bedrohliche Seiten für sie, weil nicht mehr klar ist, was gilt.

2. Pluralisierung der Deutung des Todes

In den letzten drei Jahrzehnten haben sich die Deutungen des Todes in Europa pluralisiert. Es gibt keine gesellschaftlich dominierende religiöse oder philosophische Aussage darüber, was nach dem Tod zu erwarten sei. Und die Deutung des Todes hat sich individualisiert: Sie ist für viele Menschen nicht mehr eingebunden in den Zusammenhang einer Sozial- und Glaubensgemeinschaft, in der gemeinsame Überzeugungen geteilt und auch rituell dargestellt werden, sondern sie muss je individuell angeeignet und plausibilisiert werden. Die Trauer- und Bestattungskultur verändert sich in diesem Zusammenhang, der das kirchliche Handeln in Seelsorge und Bestattungsritual vor neue Herausforderungen stellt. Dabei scheint mir wichtig zu sein, was in einem Diskussionspapier der EKD zum Thema herausgestellt wird⁴: Die Individualisierungsprozesse haben nicht nur problematische Erscheinungen zur Folge, sondern bewirken auch in vielen Fällen eine engagierte persönliche Auseinandersetzung mit dem Sterben und der Gestaltung des Abschiedes von den Toten. Die Tendenz,

Die Individualisierungsprozesse haben nicht nur problematische Erscheinungen zur Folge.

der das kirchliche Handeln in Seelsorge und Bestattungsritual vor neue Herausforderungen stellt.

die Sorge für die Sterbenden und die Toten den professionellen Agenten zu überlassen, wird durch die Bemühung um die individuelle Sterbebegleitung und um die persönliche Gestaltung der Trauerfeier wie in dem Bestehen auf dem je eigenen Weg der Trauer produktiv unterbrochen. Die christlichen Vorstellungen über Tod und Sterben und die aus ihnen erwachsene Frömmigkeitspraxis geraten im Kontext unterschiedlicher religiöser Vorstellungen und vielfältiger individueller Lebenssituationen in einen Prozess der Neuorientierung.

Dabei spielt eine wichtige Rolle die Auseinandersetzung damit, dass mit der religiösen Pluralisierung und Individualisierung sich auch im Westen Religionsformen verbreitet haben, die mit unterschiedlichen Ausprägungen der Lehre von der Wiedergeburt⁵ verbunden sind. Oft wird in diesen religiösen Kulturen die Vorstellung gepflegt, dass ein Kontakt zu Toten möglich bzw. sogar – wie der Spiritismus verspricht – aktiv herzustellen sei.⁶ Empirische Untersuchungen zeigen die beachtliche Verbreitung solcher Vorstellungen. Ein großer Anteil der deutschen Bevölkerung (52,5%) neigt zwar der Vorstellung zu, dass mit dem Tod alles aus sei. 43% aber glauben an ein Leben nach dem Tod, 52,6% an ein Weiterleben der Seele. 29% vertrauen auf die Auferstehung der Toten, 25,7 % stimmen der Vorstellung der Reinkarnation zu. Ähnliche Ergebnisse liegen auch für andere europäische Länder und die USA vor: Ungefähr ein Viertel der Bevölkerung ist mehr oder weniger überzeugt von der Lehre der Seelenwanderung.⁷ Auch viele

Kirchenmitglieder zählen zu denen, die sich mit Vorstellungen einer Seelenwanderung identifizieren. Die persönlichen Überzeugungen werden ergänzt durch kulturelle Erzeugnisse und Angebote, die eine Welt der Toten inszenieren, die nur durch eine dünne, durchlässige Wand von der Welt der Lebenden getrennt ist: Filme, Bücher, Workshops, Therapien beziehen sich auf die Möglichkeit, Kontakt zu Toten herzustellen, legen nahe, selber Erfahrungen an der Schwelle des Todes zu machen, und sprechen davon, dass Erinnerungen an frühere Leben zu aktivieren seien.⁸ Dass es möglich sei, hinter die Grenzen der Geburt zurück- bzw. über die des Todes hinauszukommen, ist ein vielfältig variiertes Thema. Fast erscheint es, als ob die wachsenden medizinisch-technischen Möglichkeiten, das Leben vor der Geburt zu manipulieren und die Spanne bis zum Tod immer weiter hinaus zu schieben, so etwas wie eine geistig-religiöse Rückseite entwickeln.

Rüdiger Sachau hat in seiner Analyse westlicher Reinkarnationsvorstellungen überzeugend argumentiert, dass ein wesentlicher Reiz dieser Vorstellungen darin liege, dass sie auf moderne Fragen und Problematiken antworten: Auf das Problem der überfordernden Vielfalt an Lebensmöglichkeiten, die in einem Leben nicht auszuschöpfen ist, würden sie antworten mit dem Konzept vieler aufeinander folgender Leben. Die Möglichkeit, in jedem Leben neu zu lernen, schaffe Entlastung von den Grenzen dessen, was in einem Leben zu erreichen sei. Und die für das moderne Individuum beunruhigende Vorstellung, dass es ein

Ende mit ihm haben könne, werde durch das Versprechen der Wiederkehr in anderer Gestalt, aber mit einer dennoch sich durchziehenden Identität gelöst.⁹ Dieser Aufweis eines funktionalen „Passungsverhältnisses“ von individualisierter Moderne und neuen Religionsformen ist aufschlussreich. Ebenso wichtig ist es, die intensive religiöse Suchbewegung wahrzunehmen, die sich in der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Vorstellungen im Zusammenhang von Sterbe- und Trauererfahrungen ausdrückt.

Weil viele offene Fragen und Ratlosigkeit im Hinblick auf die Deutung des Todes unter den Menschen lebendig sind, werden vielfältige Antwortmöglichkeiten gesucht und im kulturellen Diskurs angeboten. Auch für Menschen, die sich selbst nicht aktiv oder nur am Rande mit neureligiösen Vorstellungen befassen, liegen sie doch potentiell nahe, weil sie kulturell präsent sind. Sie können aufgegriffen werden, wenn die Lebenssituation eine Affinität zu ihnen erzeugt. Wer einen Menschen verloren hat, hat eine solche Affinität. Denn Trauernde sind auf der Suche nach Deutungen und Verarbeitungsmöglichkeiten dessen, was ihnen widerfährt. Sie fragen danach, wohin man die Toten denken kann, ob man in Angst um sie sein muss. Sie sehnen sich danach, sie zu erreichen. Wenn Erfahrungen gemacht werden, dass die Toten nicht immer tot bleiben, sondern sich Erfahrungen in der Lebenswirklichkeit der Trauernden manifestieren, die „übernatürlichen“, spirituellen Charakter zu haben

Die Trauernden sehnen sich danach, die Toten zu erreichen.

scheinen, werden diese Fragen dringlicher und zu wesentlichen Themen der seelsorgerlichen Begleitung. Die Seelsorge hat eine spezifische Perspektive auf die Wirklichkeit, die aus ihrer Orientierung an der Beziehung zum leidenden Menschen resultiert. Sie richtet ihr Wahrnehmungsinteresse nicht primär auf das, was man wissenschaftlich begründen kann. Sie bewegt sich auch nicht zuallererst in der Auseinandersetzung mit Fragen der dogmatischen Orientierung des Glaubens. Beide Zugriffe auf die Wirklichkeit sind zwar alles andere als bedeutungslos vor allem in der Theorie der Seelsorge, weil sie die Wirklichkeitswahrnehmung strukturieren. Aber in der Praxis der Seelsorge treten sie eher zurück hinter die Aufmerksamkeit für das, was in der subjektiven Perspektive der Trauernden wirklich ist und wirkt und sich in der Beziehung zum Seelsorger/zur Seelsorgerin abbildet.

Die Modelle und Hypothesen der Theorie sind durch diese Perspektive der lebendigen Erfahrung immer wieder zu überprüfen und zu korrigieren. Wenn ein trauernder Mensch von einem Erlebnis berichtet,

das auf einen Kontakt zu Verstorbenen verweisen könnte, dann geht es also zunächst nicht um ein Urteil darüber, ob es so etwas nachweislich gibt – das gilt sogar dann, wenn diese Frage vielleicht gestellt wird – oder ob eine solche Begebenheit mit den christlichen Überzeugungen vereinbar ist. Wesentlich ist vielmehr die Frage nach der Bedeutung des Erlebten für die Person selber: Als ein auf-

wühlendes Erlebnis hat es eine starke emotionale Bedeutung. Es drückt etwas aus über die Beziehung des trauernden Menschen zum/zur Verstorbenen. Und schließlich ist es bedeutungsvoll im Hinblick auf die Notwendigkeit der Hinterbliebenen, sich im eigenen Leben neu zu orientieren. Oft ist es bereits hilfreich, dass das Erlebte erzählt werden kann, ohne dass dadurch Befremden, Widerspruch oder auch Zustimmung ausgelöst werden. Das subjektiv unbestreitbar Vorhandene will einfach sein dürfen, ohne in seiner Wirklichkeit angezweifelt zu werden. Es will sich ausdrücken und als möglich und wirklich im Erleben der Trauernden akzeptiert werden. Es gibt Freiheit, wenn zunächst einmal offen bleiben kann, wie das Erlebte zu verstehen ist, dass man sich Zeit damit nehmen kann.

Denn welcher Art die Wirklichkeit dessen ist, was sie erlebt haben, ist ja für die Trauernden selbst meist unklar. Oft fühlen sie sich befremdet von der Heftigkeit ihrer emotionalen Reaktionen und den auch sie selbst verstörenden und irritierenden Widerfahrnissen, die sie nicht erklären können. Nicht selten leben sie in der Sorge, verrückt zu werden. Einen Menschen zu finden, der auch zunächst vielleicht ungewöhnliche Erlebnisse anhört und gelten lässt, schafft einen Raum, in dem mit der emotionalen und kognitiven Valenz dieser Erlebnisse konstruktiv umgegangen und sie in gedeutete Erfahrungen verwandelt werden können, die den Weg der Trauerarbeit unterstützen.

Das subjektiv unbestreitbar Vorhandene will einfach sein dürfen, ohne in seiner Wirklichkeit angezweifelt zu werden.

3. Die Verstorbenen und die Auseinandersetzung mit ihnen suchen

Wenn man Trauererfahrungen betrachtet, stellt man fest, dass der Kontakt zu den Verstorbenen bzw. der Wunsch, ihnen – auf welche Weise auch immer – wieder nahe zu kommen, ein häufiger Bestandteil dieser Erfahrungen ist.¹⁰ „Trauer, das, was einem Zurückbleibenden bleibt, hat eine Sehnsucht: ‚... da wo

du bist, da will ich sein.’

Das ist, wie ich selber erfahren habe, ganz naiv örtlich gemeint.“¹¹

So beschreibt Wolfgang Teichert professionelle und persönliche Erfahrungen mit Trauer in den Worten eines alten niederländischen Madrigals. So sehr es stimmt, dass der Tod einen radikalen und ungemein schmerzlichen Beziehungsabbruch bedeutet, so sehr ist es zugleich richtig und angemessen, davon auszugehen, dass die Beziehung in anderer Weise über den Abbruch hinausreicht. Denn Trauer ist nicht nur zu verstehen als Reaktion auf das Ende einer Beziehung, sondern zugleich Ausdruck ihrer notwendigen Verwandlung.¹² Sie ist ein Prozess¹³, in dessen Verlauf Trauernde auf vielfältige Weise in Verbindung zu den Toten stehen. Im Laufe der Zeit, die nach dem Verlust vergeht, verändert sich die Art und Weise dieser Verbindung, sie verliert an Intensität, wird weniger dominierend, gibt Raum frei, in dem neue Bindungen und Beziehungen entstehen können. Aber oft bleibt sie als eine innere Realität erhalten, die sich auf je individuelle Art und Weise auch äußerlich Ausdruck verschafft. In der Forschung be-

steht Einigkeit, dass die intensive Suche nach den verlorenen Menschen ein häufig zu beobachtender Ausdruck der Trauer ist. Zur Erklärung dieses Phänomens hat der Psychoanalytiker John Bowlby wesentliche Einsichten beigetragen. Trauer wird in seinem Ansatz erklärt im Zusammenhang einer Bindungstheorie, die psychoanalytische und ethnologische Perspektiven integriert.¹⁴ Die Bindung an einzelne, besonders signifikante Personen zu erhalten, so führt Bowlby aus, ist den Menschen von Geburt an unbedingt zu eigen, weil sie nur in solchen von liebevoller

Fürsorge bestimmten Bindungen überleben können. Bowlby sieht den Ursprung dieses Strebens in einem Instinkt. Seine individuelle Gestalt aber erhält die Suche nach Bindung durch kulturelle Prägung: In der Geschichte der frühkindlichen Kommunikationserfahrungen entwickelt sich das für jeden Menschen spezifische Bindungs- und entsprechend auch Trennungsverhalten.¹⁵ Weil Bindung so ein fundamentales menschliches Bedürfnis ist, aktiviere umgekehrt der Verlust eines wichtigen Menschen auch bei Erwachsenen den frühkindlichen Impuls, diese katastrophale Entwicklung möglichst zu vermeiden oder ungeschehen zu machen. Trauerverhalten sei zudem davon geprägt, wie die lebensgeschichtlich frühen Trauererfahrungen bewältigt und verarbeitet wurden. Bei erwachsenen Trauernden kann man wiederfinden, was Bowlby u.a. im Kontext des Trauerprozesses von Kleinkindern, die z. B. durch einen Klinikaufenthalt von ihren wichtig-

Trauer stellt eine eigene Art der Bindung dar, gegen deren Verlust Menschen sich wehren.

sten Bezugspersonen getrennt wurden, beobachtet haben: Ein Verhalten, das von der wütenden Bemühung bestimmt ist, die verlorene Person zu suchen und wiederzugewinnen, um dem unabwendbaren Bedürfnis gerecht zu werden, sich mit der verlorenen Bindungsfigur erneut zu vereinigen.¹⁶ Unruhe und Suchverhalten sind bei Trauernden häufig zu beobachten: Scheinbar ungerichtete unruhige Verhaltensweisen wie Hin- und Herlaufen, ziellos wirkende Handlungen, Schlaflosigkeit, Weinen usw. werden von Bowlby als Derivate solchen Suchens verstanden. Unmittelbarer in ihrer Intention zu identifizieren sind das Aufsuchen wichtiger Orte, die mit

dem/der Verstorbenen in Beziehung stehen, das Festhalten an gemeinsamen Gewohnheiten, der Weg zum Grab, das Wachrufen der Erinnerungen in Erzählungen und Phantasien usw.¹⁷ Insgesamt konzentrieren Trauernde ihre Wahrnehmung auf eine Perspektive, die sie sehen, erfahren, erinnern lässt, was sie mit dem verstorbenen Menschen in Berührung hält.¹⁸ Nicht selten hört man im Seelsorgegespräch, dass es schließlich sogar als schmerzlich und bedrohlich empfunden wird, wenn die Trauer nachlässt, weil dieses Gefühl immer wieder die Intensität der Verbindung zum/zur Verstorbenen hergestellt hat.

Dass Trauer eine eigene Art der Bindung darstellt, gegen deren Verlust Menschen sich wehren, obwohl sie doch so viel Pein bereitet, vermittelt auch das Gedicht „Über alle Gräber“ von Friedrich Rückert:

**Über alle Gräber wächst zuletzt das Gras,
alle Wunden heilt die Zeit,
ein Trost ist das,
wohl der schlechteste,
den man kann erteilen: armes Herz,
du willst nicht, dass die Wunden heilen.
Etwas hast du noch,
solang es schmerzlich brennt;
Das Verschmerzte nur ist tot
und abgetrennt.¹⁹**

Es liegt nahe, das Suchverhalten in der Trauer als einen wesentlichen Hintergrund der Widerfahrnisse anzunehmen, in denen Menschen über Kontakte zu Verstorbenen berichten. Es ist hier nicht möglich, begründete Aussagen darüber zu entwickeln, ob die verzweifelte und sehnsüchtige Suche nach dem/der Verlorenen Menschen offener macht für Wahrnehmungen und Erlebnisse, die anderen verschlossen bleiben, oder ob das Suchen in spezifische Konstruktionen der Wirklichkeit hineinführt, die anderes für möglich halten, als gemeinhin angenommen wird. Beides erscheint mir nicht ausgeschlossen. Die in der esoterischen Szene häufig anzutreffende Behauptung allerdings, dass die Realität einer zuweilen unsere Wirklichkeit berührende Totenwelt und der Wiedergeburt mittlerweile wissenschaftlich nachgewiesen sei, ist intellektuell und religiös nicht akzeptabel: Intellektuell ist sie nicht überzeugend, weil die „Beweise“ bei genauer Betrachtung eben doch Zweifel lassen.²⁰ Und religiös ist sie nicht angemessen, weil das Glauben ja gerade eine Wahrnehmung der Wirklichkeit impliziert, die nicht auf rationalem Beweis, sondern auf geschenker und erfahrener Gewissheit be-

ruht und die zugleich offen bleibt für den Zweifel und den Abgrund der Gottesferne. Eben darum ist die Religion zum Ausdruck ihrer tiefsten Erfahrungen und Überzeugungen auf symbolische Formen angewiesen, die Vieldeutigkeit und Spiel ermöglichen. Etwas von einer solchen Sichtweise, die Sinn für symbolische Repräsentanzen zeigt und insofern nicht christlich, aber potentiell religiös offen ist, findet sich in einer Äußerung der schwarzen amerikanischen Schauspielerin Halle Berry in einem Interview mit einer deutschen Fernsehzeitschrift: „Wenn ein Mensch stirbt“, so sagt sie, „kann ich mir einfach nicht vorstellen, dass damit alles vorbei ist. Mir gefällt der Gedanke viel besser, dass geliebte Menschen, die verstorben sind, mich von Zeit zu Zeit besuchen, wenn ich sie brauche ... Dabei ist es völlig egal, ob es wirklich passiert oder nicht, sondern wie stark mein Gefühl ist ... Beweise brauche ich dafür nicht, aber ich spüre eine Energie, die mich umgibt, und ich will daran glauben, dass sie noch immer bei mir sind.“²¹ Die Äußerung ist Ausdruck eines – für unsere Zeit sicher typischen – privatisierten Umganges mit den Erinnerungen an die Toten. Berry braucht weder religiöse Autoritäten noch wissenschaftliche Beweise. Für sie gilt als richtig und wichtig, was ihr Gefühl als richtig und hilfreich signalisiert. Das reicht. Dabei weiß sie um den symbolischen Charakter ihrer Aussagen. Die Wirklichkeit der Präsenz der Toten ist für sie eine offene, in gewisser Weise ungeklärte: Ob sie die Energie der Toten als etwas von ihr Unterschiedenes vorfindet oder ob sie diese Wahrnehmung erfindet, bleibt unentschieden. Es ist diese Unentschiedenheit

zwischen subjektiv Erschaffenem und Vorgefundenem, die nach D.W. Winnicott den Wert des Übergangsobjektes, in dem die Fähigkeit zum Symbolisieren einen entwicklungspsychologisch frühen Ausdruck findet, ausmacht. Zwischen innen und außen kann es als symbolische Repräsentanz von etwas wirken, das mehr ist als Ich, aber dennoch nur subjektiv realisiert werden kann.²² Diese Unentschiedenheit, die nicht aufgelöst werden darf, sondern deren Reichtum gerade in der Vieldeutigkeit liegt, ist auch signifikant für religiöse Aussagen.²³ Anders jedoch als die privatisierten religiösen Aussagen, die Halle Berry über ihre Beziehung zu den Toten macht, wird die christliche Hoffnung auf die Auferstehung von den Toten von einer Glaubensgemeinschaft geteilt und sie ist in ihrer Bedeutung durch die Geschichte vieler Menschen bewährt. Aber auch der Mehrwert der christlichen Eschatologie ist nur in symbolischer Rede und Anschauung zugänglich, weil auch im Glauben

niemand im eigentlichen Sinn wissen kann, was hinter der Grenze des Todes wartet. Insofern ist die Seelsorge, wenn es um die Frage nach einer möglichen Präsenz der Toten geht, auf die symbolische Rede angewiesen. Das heißt zugleich: Fruchtbar ist eine Perspektive, die sich – wie die Berrys in dieser Hinsicht – nicht fesseln lässt durch die Frage, „ob es wirklich passiert (ist) oder nicht“, sondern die Sprechweisen zwischen objektiver und subjektiver Realität findet und erfindet. Dann wird vieles möglich. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht zunächst, dass eine

Seelsorge ist, wenn es um die Frage nach einer möglichen Präsenz der Toten geht, auf die symbolische Rede angewiesen.

Begegnung mit einem toten Menschen, wie auch immer sie im einzelnen beschrieben wird, ein gefühlsstarkes Erlebnis für die Trauernden darstellt, das sie mit dem Verlorenen in Kontakt bringt. Der Kontakt ist wichtig, weil es tröstlich ist zu spüren, dass die Toten nicht ganz entzogen sind, sondern auf irgendeine Weise Teil des Lebens bleiben. Aber die Begegnung setzt nicht nur hilfreiche Energien frei, sondern zuweilen ist sie auch beängstigend, aktualisiert ungelöste Konflikte und gefährdet die Fortsetzung des eigenen Weges. Dann kann es zum wichtigen Thema des seelsorgerlichen Gesprächs werden, sich mit den Toten auseinanderzusetzen, von denen die Trauernden besucht und zuweilen auch heimgesucht werden, und „unerledigte Geschäfte“ mit ihnen zu erledigen. Auch Toten kann man im intermediären Raum symbolischer Beziehung noch sagen, was bisher unausgesprochen blieb – oder dem Seelsorger/der Seelsorgerin an ihrer Stelle. Auch von Toten

kann auf vielfältige Weise eine Botschaft empfangen werden. Auf diese Weise können offene Auseinandersetzungen abgeschlossen werden, kann man Vergebung für eine Schuld erbitten oder selbst verzeihen. Man kann in der Seelsorge über die andernorts erlebten Kontakte zu den Toten sprechen, aber man kann auch Begegnungen oder Dialoge mit ihnen in der seelsorgerlichen Situation inszenieren, wenn ein Anlass dafür vorhanden ist, und dabei die heftige emotionale Besetzung solcher Situationen erfahren, die das seelische Empfinden signifikant beeinflusst.²⁴

Auch wenn die Verstorbenen nicht mehr lebendig anwesend sind, so sind sie es doch mindestens in den Phantasien und den Erlebnissen der Trauernden. Mit dieser Realität kann und soll man einen Dialog aufnehmen. Häufig ist es so, dass das Erscheinen eines Verstorbenen von den Trauernden als Signal einer Botschaft aufgefasst wird, die für sie allerdings oft nicht unmittelbar verständlich ist. Es braucht eine Auseinandersetzung damit, die erst dann abgeschlossen ist, wenn sie für den Trauernden/die Trauernde selbst subjektiv plausibel geworden ist.

Der Kontakt zu Toten ist mindestens auch von unserer Phantasie und unserer Beziehungsgeschichte bestimmt.

Dazu kann Seelsorge helfen. Helfen kann das seelsorgerliche Gespräch auch, wenn die Toten sich tyrannisch verhalten, sie die Lebenden über den Tod hinaus verpflichten wollen und ihnen die Freiheit in der Gestaltung ihres Lebens zu verwehren drohen. Mit der theologischen Prämisse, dass Gott Herr über Lebende und Tote sei, erhalten solche Bemächtigungsversuche eine korrigierende Perspektive: Es ist möglich, mit den Toten in einen Konflikt einzutreten, so, wie man es mit den Lebenden tut, und sie in ihre Grenzen zu verweisen.²⁵ Diese Prozesse lassen sich theoretisch ähnlich verstehen wie die Auseinandersetzung mit z.B. den Elternfiguren in einem therapeutischen Prozess: Auch hier geht es nicht nur um die Auseinandersetzung mit den realen Eltern, sondern um die Auseinandersetzung mit den Imagines, die Teil der eigenen Psyche geworden sind und die Beziehung und Selbstverständnis stark beeinflussen. Schöbe man sie mit einem entwertenden

„das sind doch alles nur Phantasien“ beiseite, würde man ihre Bedeutsam- und Wirksamkeit stark unterschätzen. Alle Beziehungen, in denen wir leben, sind ebenso von der Realität unseres Gegenübers wie auch von den dadurch inspirierten Phantasien und Erinnerungen bestimmt. Vielleicht kann man entsprechend in aller Vorsicht und in achtungsvoller Würdigung der Erfahrungen Trauernder sagen: Der Kontakt zu Toten ist mindestens auch von unserer Phantasie und unserer Beziehungsgeschichte bestimmt. Mit den Gestalten in diesen Phantasien

kann man sehr real umgehen und erleben, dass sie sich in diesem Prozess verwandeln.

4. Ein Desiderat protestantischer Theologie und Frömmigkeitspraxis

Die protestantische Theologie und Frömmigkeitspraxis ist geprägt von der polemischen Front der Reformation gegen die katholischen Riten für die Toten. Hans-Martin Gutmann hebt in seiner Auseinandersetzung mit der 27. und 28. These Martin Luthers überzeugend hervor, dass ein wesentlicher Aspekt dieser Polemik sich gegen spezifische pervertierte Kommunikationsweisen zwischen Lebenden und Toten richtete, die auf der größtenwahnsinnigen Suggestion beruhten, dass über Geld das Geschick der Toten zu beeinflussen sei.²⁶ Die polemische Front gegen die mittelalterlichen Riten für die Toten war eine wesentliche Ursache dafür, dass die Reformation keine Kultur der Totenbegleitung bzw. des rituellen

Kontaktes zu den Toten entwickelt hat. Allerdings muss der Perspektive Gutmanns hinzugefügt werden, dass die Auffassung der Reformation den Toten gegenüber nicht nur in dieser Polemik wurzelte, sondern auch einen Reflex der Rechtfertigungstheologie darstellte. So, wie man für die eigene Erlösung im Leben nichts tun und bewirken kann, sondern angewiesen ist auf die Gnade, so sind auch für die Toten die frommen Werke nutzlos, das „Gauckelwerk, für die Toten getrieben, abgethan“ und die Kirchen nicht mehr „Klageheuser und Leidestete ... sondern ... Schlawfheuser und Rugestete“, wie Luther in der Vorrede zur Sammlung der Begräbnislieder notiert²⁷. Bis hin zur Frage der Fürbitte für die Toten zeigte diese neue Haltung dem Tod gegenüber, die Tote und Lebende voneinander distanzierte, ihre Auswirkungen. Calvin lehnte das Gebet für die Toten strikt ab. Auch Luther sah nur in der privaten Andacht einen Raum dafür: „daheim in seiner Kammer“ dürfe man wenige Male für die Toten beten.²⁸ Die theologische Orientierung der Bestattung war deutlich an den Lebenden orientiert. „Nicht, um den Toten zu begehen, sondern um sich ihres Glaubens zu versichern, versammeln sich die Lebenden um den Sarg ... In menschlicher Perspektive sind Lebende und Tote voneinander getrennt, vor Gott sind sie miteinander verbunden. Und diese Verbindung wird durch den Glauben realisiert.“²⁹ Die theologische Neubestimmung des Verhältnisses von Lebenden und Toten und damit auch des Verhältnisses zum eigenen Tod hat nicht nur eine kirchenpolitische, polemische Orientierung zur Voraussetzung, sondern ist auch Ausdruck „eines neu

entwickelten reflexiven Bewusstseins, in dem die Lebenden den Toten und sich selbst gegenüber treten.“³⁰ Diese reflexive Distanz ist die Grundlage, auf der Freiheit von den Toten und von der Furcht vor dem eigenen Tod gewonnen wird, indem man ihnen nicht unmittelbar ausgeliefert ist, sondern sie in der Gewissheit des Glaubens von einem dritten Ort her bedenken kann. Zugleich mit dem Gewinn dieser Freiheit ist die Unmittelbarkeit dem Tod und den Toten gegenüber verloren gegangen, ein Verlust, der heute angesichts der institutionellen Verdrängung des Todes und der Toten wieder neu thematisiert wird. Die Aufmerksamkeit dafür, dass Beziehungen mit dem Tod nicht abgeschlossen sind, wächst. Es wird wahrgenommen, dass sich individuell sehr unterschiedliche Verbindungen zwischen Lebenden und Toten fortsetzen, die zu beachten theologisch bedeutungsvoll ist. Es ist das zu unterstützende Anliegen Gutmanns, darauf den Akzent zu legen. Auch die protestantische Theologie und seelsorgerliche und rituelle Praxis kann sich nicht damit begnügen, die Toten Gott zu überlassen, eben weil sie ja auf unterschiedliche Weise für die Lebenden präsent sind. Allerdings lässt sich die verlorene Unmittelbarkeit im rituellen Kontakt zu den Toten nicht einfach wiederherstellen, die moderne Unterscheidung von fiktionaler und realer Wirklichkeit nicht aufheben. Vielmehr bleibt die Darstellung der Beziehung zu den Toten eine symbolische Wirklichkeit, die nicht immer im Erleben, wohl aber vom dritten Ort der Selbstreflexivität her auch als eine solche erkennbar wird und es gerade darum zulässt, sie in ihrer Bedeutung so oder auch anders zu

verstehen.³¹ Das sei vorausgesetzt. Dann aber ist es wichtig, dass sich neben der seelsorgerlichen Aufmerksamkeit für das Thema auch Ansätze einer neuen rituellen Praxis im Umfeld des Todes zeigen, und es ist produktiv, diese Ansätze weiter zu entwickeln: Die Segnung der Toten und die Fürbitte für sie bei der Bestattung wird in ihrem Recht nicht mehr bestritten. Die Riten um Tod und Bestattung herum – Abendmahl im Angesicht des Todes, Andacht im Trauerhaus, Aussegnung, Abkündigung am folgenden Sonntag, 40-Tages-Gedenken – finden in den Agenden und in der pfarramtlichen Praxis mehr Aufmerksamkeit. Die Gottesdienste am Letzten Sonntag des Kirchenjahres entwickeln sich vielerorts zu einem liturgisch vielfältig gestalteten Totengedenken, bei dem die Namen der Verstorbenen genannt und/oder in ein Buch geschrieben, Kerzen entzündet und andere symbolische Handlungen vollzogen werden. Es wird ein ritueller Kontakt mit den Toten inszeniert, man weckt Erinnerungen an sie und ruft Gefühle wach. Trauernde machen dabei Erfahrungen, die für sie auf ihrem Weg von großer Bedeutung sind.³² Der Gang auf den Friedhof kann als ein spiritueller Weg erlebt werden, auf dem die Toten noch einmal nahe kommen. Mit Blumen, Wasser und dem sich zunehmend verbreitenden Brauch, ein ewiges Licht auf das Grab zu stellen, gibt man ihnen etwas, das mehr ist als diese Dinge selbst, und vielleicht reißt man mit Unkraut und abgestorbenen Pflanzen-

Wichtig ist, dass sich neben der seelsorgerlichen Aufmerksamkeit für das Thema auch Ansätze einer neuen rituellen Praxis im Umfeld des Todes zeigen.

resten zuweilen auch sich selbst etwas aus dem Herzen. So verstanden, geben sich Bräuche am Grab zu erkennen als symbolisches Handeln, das eine konfliktreiche Erfahrung hilfreich strukturiert. All dies sind Orte und Anlässe, um mit den Toten umzugehen, ihnen zu begegnen und in ihrer Gegenwart allmählich zu verstehen und anzunehmen, was von ihnen im eigenen Leben wirklich und wesentlich sein und bleiben will. Auch im Kontext einer christlichen Religionspraxis entstehen so liturgische und seelsorgerliche Räume, in denen der Kontakt zu den Toten nicht abgewehrt werden muss, sondern gestaltet werden kann. Alle sind bewahrt in Gott. Man muss nicht um die Toten fürchten, und man muss sich nicht vor den Toten fürchten. Etwas von diesem Glauben soll sich in der Seelsorge abbilden, indem sie offen ist für die Vorstellungen und Erfahrungen, die Menschen an sie herantragen und über die sie reden wollen. Eine solche dialogische Haltung erscheint mir wichtig vor allem im Hinblick auf die Vielen, die religiös auf der Suche sind. Wem die christliche Lebensdeutung fremd geworden oder wer nie in sie hineingewachsen ist, ist deswegen religiös noch nicht in einem anderen Haus angekommen. Oft fehlen Vorstellungen, Sprachen, Ausdrucksformen gerade, um mit den aufwühlenden Erfahrungen an den Grenzen des Lebens umzugehen. Dann ist ein Gegenüber wichtig, das nicht starr und rechthaberisch auftritt, sondern die symbolischen Schätze des Christentums

anbietet als Gefäß, das die Erfahrungen der Menschen aufnehmen und ihnen eine Gestalt geben kann, die es möglich macht, mit ihnen zu leben. Die Schriften des Neuen Testaments berichten, wie Jesus in der Zeit nach dem Tag

der Auferstehung den Seinen erscheint, sich ihnen zeigt, mit ihnen spricht und ist und wieder entschwindet. 40 Tage lang, so heißt es in Apg 1,3, dauerten diese Erscheinungen. Dann verschwanden sie. Die Anwesenheit des Auferstandenen unter den Menschen muss seither anders erkannt und benannt werden. Entsprechendes kann man in Trauerprozessen heute beobachten: Anfangs sind Erscheinungen der Toten bzw. die Offenheit für religiöse Angebote, die solche Erscheinungen für möglich halten oder sogar versprechen, bei manchen Trauernden wichtig und dominierend. Dann brauchen sie Austausch und Gespräch darüber, manchmal auch Unterstützung gegen die Toten und Hilfe, um sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Irgendwann treten die Erscheinungen in den Hintergrund, und die Toten ziehen sich gewissermaßen in entferntere Räume zurück. Auch die Toten, so schreibt Hans-Martin Gutmann, müssten – z. B. auch durch das Bestattungsritual – „lernen, dass sie tot sind“, und den ihnen entsprechenden Weg zu gehen, der sie von den Lebenden entfernt.³³ Diese Formulierung darf nicht konkretistisch so verstanden werden, als ob die Lebenden die Macht hätten, den Weg der Toten zu bestimmen. Aber wenn man sie als eine Perspektive

Wenn man es als eine Perspektive der Trauernden hört, klingt es plausibel, dass die Toten etwas zu lernen haben.

der Trauernden hört, klingt es plausibel, dass die Toten etwas zu lernen haben: Ist doch die Trauer der Hinterbliebenen nicht zuletzt davon bestimmt, durch den Kontakt und die Auseinandersetzung mit den Toten diesen einen anderen

Ort in ihrem Leben zu geben. Trauer sei „zunächst nichts anderes als die Anstrengung der Überlebenden, ihre Toten aus dem verwundeten innersten Nahbereich in einen weiter gespannten befriedeten Nähe-Ring zu transportieren“³⁴, lautet eine treffende Formulierung Peter Sloterdijks. Bei dieser Anstrengung, die ohne einen wie auch immer gearteten Kontakt zu den Toten und die Arbeit an der Beziehung zu ihnen nicht möglich ist, soll die Seelsorge in Gespräch und rituellem Handeln helfen.

■ Ulrike Wagner-Rau, Marburg

Zuerst veröffentlicht in: An den Rändern.
Theologische Lernprozesse mit Yorick Spiegel,
FS für Yorick Spiegel zum 70. Geburtstag,
hg. v. Ilona Nord und Fritz Rüdiger Volz,
Münster 2005, 453-468

- 1 Vgl. die besonders eindrucksvollen Traumsequenzen in den Fallstudien von Verena Kast, Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses, Stuttgart 1982, die die Verwandlung der Beziehung zu den Toten dokumentieren. Aber manchmal ist das Erscheinen der Toten im Traum auch eine Fessel, die das Leben der Hinterbliebenen schwer belastet. Martin Weimer, Dass Seele sich nicht rechne. Kirchliche Beratung im gesundheitspolitischen Kontext, in: Nordelbische Stimmen, April 2004, 2f, hier: 2, berichtet aus der Arbeit der kirchlichen Beratungsstelle: „Sie kommt, weil sie vor Ängsten nicht mehr schlafen kann. Der Durchfall, das Herzrasen. Aus dem Haus kommt sie kaum noch. Ihre Arbeit schafft sie kaum noch ... Nachts ruft ihre Mutter nach ihr. Die ist tot seit ihrem fünften Lebensjahr ... Heulend und schreiend wacht sie auf aus so einem Traum. Dann ist sie wach.“
- 2 Vgl. die Zusammenfassung der Phänomenologie der Trauer bei Kerstin Lammer, Den Tod begreifen. Neue Wege in der Trauerbegleitung, Neukirchen/Vluyn 2003, 176f.
- 3 So auch Yorick Spiegel, Der Prozess des Trauerns. Analyse und Beratung München 1973, 112: „Die stärkste Bekräftigung des Todes ist das Versenken des Sarges und der erste Erdwurf ...“
- 4 Vgl. Herausforderungen evangelischer Bestattungskultur. Ein Diskussionspapier, hrsg. vom Kirchenamt der EKD, Hannover 2004, 7f.17f.
- 5 Die Reinkarnationslehre hat unterschiedliche Wurzeln einerseits in den östlichen Religionen, andererseits in der europäischen und amerikanischen Geistesgeschichte, die sich gegenwärtig in sehr variablen und unterschiedlichen Vorstellungskomplexen niederschlagen Vgl. dazu Hermann Kochanek (Hg.), Reinkarnation oder Auferstehung. Konsequenzen für das Leben, Freiburg/Br. 1992; Perry Schmidt-Leukel (Hg.), Die Idee der Inkarnation in Ost und West, München 1996; Rüdiger Sachau (Hg.), Weiterleben nach dem Tod. Warum immer mehr Menschen an Reinkarnation glauben, Gütersloh 1989, GTB 988; Reinhard Hempelmann u.a., Panorama der neuen Religiosität. Sinnsuche und Heilsversprechen zu Beginn des 21. Jahrhunderts, Gütersloh 2001, 322ff.
- 6 Vgl. Hempelmann, a.a.O., 248ff.
- 7 Vgl. Sachau, a.a.O., 21.
- 8 Einflussreich sind in diesem Zusammenhang die Veröffentlichungen von Elisabeth Kübler-Ross, die ihr Leben lang und in vieler Hinsicht anregungs- und segensreich das Thema Sterbebegleitung und Trauer zu dem ihrigen machte. Immer stärker hat sie in diesem Zusammenhang auch religiöse Überzeugungen über Tod und Weiterleben entwickelt, die vor allem deshalb fragwürdig sind, weil sie nicht als subjektive Erfahrungen und Überzeugungen präsentiert, sondern mit dem Anspruch wissenschaftlicher Autorität gemacht werden. Vgl. z.B. Elisabeth Kübler-Ross, Über den Tod und das Leben danach, Melsbach/Neuwied 1984 (2. Aufl.). Der hervorragende Film „Elisabeth Kübler-Ross – Dem Tod ins Gesicht sehen“ des Schweizer Regisseurs Stefan Haupt (2003) verdeutlicht, dass diese Orientierung Kübler-Ross' durch den Kontakt zu neureligiösen Gruppen geprägt war, durch die sie sich während einer Lebensphase auf problematische Weise vereinnahmen ließ.
- 9 Vgl. Sachau, 129ff.
- 10 Auch die erhöhte Suizidgefährdung Trauernder (vgl. Lammer, a.a.O., 181f) hat eine mögliche Ursache in dem Wunsch, sich mit dem verlorenen Menschen wieder zu vereinen.
- 11 Vgl. Wolfgang Teichert, Trauer als Raum. Eine Anfrage an das Phasenmodell, in: PTh 91 (2002), 403-410, hier: 403.
- 12 Dieses Anliegen als ein auch theologisch sinnvolles und berechtigtes speziell im evangelischen Verständnis des Todes neu zur Geltung zu bringen, verfolgt Hans-Martin Gutmann, Mit den Toten leben – eine evangelische Perspektive, Gütersloh 2002.
- 13 Dieser wesentliche Begriff, mit dem Yorick Spiegel die Trauerarbeit qualifiziert, zeigt, dass er selbst sein Phasenmodell als lebendiges Geschehen verstanden hat und gerade nicht als zwingende und formalisierte Abfolge von Stadien der Trauer.
- 14 Vgl. zum Folgenden John Bowlby, Das Glück und die Trauer. Herstellung und Lösung affektiver Bindungen, Stuttgart 1982 (engl. Originalausgabe von Kap. 1-7 unter dem Titel „The Making and the Breaking of Affective Bonds“, Tavistock Publications 1979).
- 15 Vgl. John Bowlby, Das Trauern in der Kindheit und seine Implikationen für die Psychiatrie, in: a.a.O., 62-88.
- 16 Vgl. John Bowlby, Trennung und Verlust innerhalb der Familie, in: Ders., a.a.O., 105-129.
- 17 Vgl. ebd., 109.
- 18 Die wirklichkeitsbestimmende Kraft dieser Wahrnehmungseinstellung zeigt der Fall einer jungen Patientin Bowlbys, deren Vater unerwartet nach einer Operation gestorben war: „In den auf den Tod ihres Vaters folgenden Wochen ... hatte sie in der halben Überzeugung gelebt, dass das Krankenhaus sich in der Person geirrt hätte und dass sie anrufen würden, um ihr zu sagen, dass er am Leben und bereit sei, nach Hause zurückzukehren. ... Noch jetzt, zwölf Monate später, hatte sie diese Gedanken und Gefühle. Sie erwartete immer noch eine halb eine Nachricht aus dem Krankenhaus ... Ferner traf sie heimlich immer noch Vorkehrungen, um ihren Vater bei der Rückkehr empfangen zu können. Das erklärte, wa-

- rum sie so böse auf ihre Mutter geworden war, als diese die Wohnung, in der die alten Leute zusammengelebt hatten, renoviert hatte und warum sie selbst die Renovierung ihrer eigenen Wohnung immer hinausgeschoben hatte: Sie hielt es für wichtig, dass ihr Vater, wenn er schließlich zurückkehrte, eine vertraute Umgebung vorfände.“ (Ebd., 120f) Dieses Beispiel macht auch deutlich, wie wichtig es ist, die Phantasien und Vorstellungen in Bezug auf die Toten ins Gespräch zu bringen, damit sie nicht als inneres Geheimnis erstarren, sondern sich im lebendigen dialogischen Prozess verwandeln und verändern können.
- 19 Friedrich Rückert, in: Ludwig Reiners (Hg.), *Der ewige Brunnen*, München 1982, S. 286.
- 20 Vgl. Johannes Mischo, *Methodenprobleme der empirischen Inkarnationsforschung*, in: Kochanek, a.a.O., 134-158; Eberhard Bauer, *Lässt sich Reinkarnation wissenschaftlich beweisen?*, in: Schmidt-Leukel, a.a.O., 152-176. Beide Beiträge sind trotz ihres kritischen Urteils gleichzeitig durchaus von einem positiven Interesse an der Lehre der Inkarnation bestimmt.
- 21 „All dieser Wahnsinn zu Hause“. Interview mit Halle Berry, in: *rtv Nr.12/2004*, 6.
- 22 Vgl. Donald W. Winnicott, *Übergangsobjekte und Übergangssphänomene*, in: Ders., *Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse*, Frankfurt/M. 1983, Fischer TB 42249, 200-319, hier: 315f.
- 23 Vgl. dazu auch Hartmut Raguse, *Der Raum des Textes. Elemente einer transdisziplinären theologischen Hermeneutik*, Stuttgart 1994, 187ff.
- 24 Eine besonders eindrucksvolle Vorstellung davon, wie eine solche Inszenierung aussehen kann, gibt die Fallbeschreibung des „unheimlichen Besuchers“ in: Kurt Lückel, *Begegnung mit Sterbenden, „Gestaltseelsorge“ in der Begleitung sterbender Menschen*, München 1981, 93-101.
- 25 Die spiritualistische Auffassung eines Zugriffs der Toten auf die Lebenden impliziert hingegen oft die höhere und unabweisbare Autorität der Toten, wenn sie sich den Lebenden zeigen. Vgl. z.B. Kübler-Ross, a.a.O., 38ff, die berichtet, wie die Erscheinung einer Toten sie darauf verpflichtet, die bisherige Arbeit über Tod und Sterben fortzusetzen, die sie eigentlich aufgeben wollte.
- 26 Vgl. dazu Gutmann, a.a.O., 160f.
- 27 WA 35, 478f.
- 28 Vgl. Friedemann Merkel, *Art. Bestattung IV. Historisch*, in: TRE, Bd. 5, 743-749, hier: 748.
- 29 Vgl. Wolfgang Steck, *Speculum vitae. Die Bedeutung der Reformation für die Entwicklung eines neuzeitlichen Todesbewusstseins*, in: Hans-Martin Müller/Dietrich Rössler (Hg.), *Reformation und Praktische Theologie*, FS für Werner Jetter, Göttingen 1983, 247-289, hier: 270.

- 30 Ebd., 266.
- 31 Insofern ist der Rekurs Gutmanns auf die rituelle Gemeinschaft von Lebenden und Toten im zaristischen Russland, in Mexiko, im alten Israel und im mittelalterlichen Totentanz zwar interessant und anregend. (Vgl. Gutmann, a.a.O., 156ff. Aber er lässt die Frage offen, auf welche Weise denn unter den Bedingungen der Moderne diese Beziehung rituell sinnvoll darstellbar ist, ohne in die Gefahr zu geraten, eine Faktizität der Begegnung zu unterstellen, die ihrer symbolischen Qualität nicht angemessen wäre. Spätestens wenn Gutmann am Schluss des Buches in einer Beerdigungsansprache die Tote direkt anspricht, ohne ein „als ob“ solcher Redeweise kenntlich zu machen, erscheint mir die Gefahr einer konkretistischen Verwechslung der Wirklichkeiten gegeben zu sein. (Vgl. ebd., 224.)
- 32 Vgl. Petra Zimmermann, *Der Gottesdienst am Totensonntag*, in: PTh 88 (1999), 452-467.
- 33 Vgl. Gutmann, a.a.O., 214.
- 34 Peter Sloterdijk, *Sphären 2*, Frankfurt/M. 1998, 170.

„Und wenn GOTT es mir erlaubt, werden wir dort zusammen sein, wenn meine Zeit gekommen ist“¹ –
Katholische Friedhöfe (auch) für Tiere?

Der Biologe und Theologie Dirk Preuß, Referent an der KHG Frankfurt, möchte Mut machen, über den Zusammenhang von Tier- und Menschenbestattungen neu nachzudenken und die Möglichkeit einer gemeinsamen Bestattungspraxis in Erwägungen zu ziehen.

Im Juni 2015, so wurde es medienwirksam beworben, öffneten in Deutschland die ersten beiden Friedhöfe ihre Pforten für Menschen *und* Tiere. Vielleicht hätte man vor fünf oder zehn Jahren noch anderes erwartet, doch die journalistische und/oder öffentliche Empörung über die Bestattungsplätze in Braubach und Essen blieb weitgehend aus.² Selbst Kirchenzeitungen, wie die des Bistums Limburg, „Der Sonntag“, brachten in ihren Beiträgen zur gemeinsamen Bestattung von Menschen- und Tierurnen lediglich Einzelstatements von Geistlichen.³ Diese Gelassenheit mag damit zusammenhängen, dass nun vollzogen wurde, was sich in der Entwicklung längst abgezeichnet hatte: Während es in vergangenen Jahrhunderten besonderer Erwähnung wert war, wenn Menschen – wie der antike Philosoph Lakydes – Tiere nach ihrem Versterben „wie einen Sohn oder Bruder“⁴ beerdigten, wird die Bestattung des geliebten Heimtieres z. B. bereits in Alfred Brehms berühmtem „Illustrierten Thier-

Es besteht ein gewachsenes Bedürfnis, den meist vierbeinigen Gefährten, sehr oft Hund bzw. Katze, ein „ordentliches Begräbnis“ zuteilwerden zu lassen.

leben“ von 1864 als selbstverständlich vorausgesetzt.⁵ Dabei kamen punktuell, wenn auch nicht auf dem öffentlichen Friedhof und meist wohl Privileg der Oberschicht, auch schon Herr und Hund nebeneinander zu liegen: Man denke etwa an Richard Wagner oder an – viele Jahre nach seinem Tod zu seinen Windspielen umgebettet – Friedrich den Großen.⁶ Friedhöfe (nur) für Tiere sind wiederum bereits seit etwa 1900 in Europa zu finden.⁷ In den letzten rund 20 Jahren hat deren Zahl rapide zugenommen und zeigt ein anscheinend gewachsenes Bedürfnis, den meist vierbeinigen Gefährten, sehr oft Hund bzw. Katze, ein „ordentliches Begräbnis“ zuteilwerden zu lassen und sie wohl auf diese Weise

auch als Teil der Familie zu würdigen. Für Deutschland rechnet man aktuell mit rund 100 bis 150 Tierfriedhöfen (und 20 bis 30 Tierkrematorien). Indem solche Friedhöfe unmittelbar neben Humanfriedhöfen angelegt oder nicht mehr benötigte Friedhofsflächen zu Tierfriedhöfen umgewidmet wurden, nähern sich Mensch und Tier auch im Tode räumlich weiter an. *De facto* wird man ohnehin davon ausgehen dürfen, dass zahlreiche Menschen ihren Hamster oder eingäscherten Hund im Zuge einer neuen Bepflanzung des Familiengrabes in eben dieses und entgegen den Friedhofssatzungen einbringen.

Dieses Anliegen ist vor dem Hintergrund neuerer hirnpfysiologischer Untersuchungen nicht verwunderlich: Zwar ist die Aussagekraft entsprechender Experimente nicht überzubewerten, doch zeigen zerebrale Aktivierungsmuster die enge Bindung an das Haustier, auch wenn neben Ähnlichkeiten zugleich Unterschiede zur Intraspezies-, speziell zur Mutter-Kind-Bindung belegt werden können.⁸ Schließlich lehnt sogar der als konservativ geltende Bundesverband Deutscher Bestatter (BDB) nicht grundsätzlich ab, wie jüngst in einer Stellungnahme zu lesen war,⁹ dass Humanbestatter ebenso Tierbestattungen vornehmen. Dies mag zum einen der postulierten Einsicht geschuldet sein, dass auch die Trauer um ein verstorbenes Heimtier der professionellen Begleitung bedarf; es dürfte aber auch mit der Tatsache zusammenhängen, dass die Heimtierindustrie allein in Deutschland ein mehrere Milliarden schwerer Markt ist und so auch das Tierbestattungsgewerbe geschätzte 25 bis 30 Millionen Euro pro Jahr umsetzt.¹⁰ In jedem Fall wird eine klare Separierung der Tätigkeitsfelder von Tier- und Humanbestattungen vom BDB nicht vorgenommen. All diese Faktoren zusammen lassen es in der Tendenz beinahe überfällig erscheinen, dass Mensch und Heimtier nun offiziell und nicht nur als vermeintliche Marotte im Tode vereint werden, wie dies stellenweise bereits in der Schweiz (Zürich, Läufeligen etc.) oder den USA (z. B. Hartsdale/New York) praktiziert wird.¹¹ Die geschilderten Trends nicht zu verpassen,

Es erscheint beinahe Überfällig, dass Mensch und Heimtier nun offiziell und nicht nur als vermeintliche Marotte im Tode vereint werden.

den Bedürfnissen der Nutzer nachzukommen und so den Friedhof angesichts sinkender Auslastung und damit verbundener finanzieller Probleme attraktiv zu halten, sind wiederum auch für zahlreiche Friedhofsbetreiber gute Gründe, über die Bestattung von Meerschweinchen, Papageien, Katzen und Hunden nachzudenken – sei dies als gemeinsame Bestattung von Menschen und Tieren oder sei dies als Umwidmung nicht mehr benötigter Flächen zu Tierfriedhöfen. Dabei erscheint wohl einem Großteil der Bevölkerung nachvollziehbar, dass man zumindest jene Heimtiere, die man über viele Jahre hinweg gepflegt und zu denen man eine enge Beziehung aufgebaut hat, nicht in der Biotonne entsorgt oder der Tierkörperbeseitigung überlässt, sondern – eventuell auch den Kindern zuliebe – im Garten vergräbt bzw., falls das eigene Grundstück fehlt, einäschern lässt und die Asche an einem lauschigen Plätzchen ausstreut.

Tieren eigene Friedhöfe zu widmen oder sie offiziell neben dem Menschen zu beerdigen, mutet hingegen nicht wenigen Zeitgenossen skurril bis gänzlich

übertrieben an. Vorgebracht wird als Argument meist, dass sich in der Bestattung des Tieres auf dem Friedhof mit ihrer Ähnlichkeit bzw. ihren deutlichen Bezügen zur Humanbestattung eine inakzeptable Vermenschlichung des Tieres abzeichne, die ihre Wurzeln nicht selten in der Vereinsamung von Menschen habe.¹² Inschriften wie „Meine innigstgeliebte [sic] Cherry, Du warst mein ganzer Lebensinhalt, mein vollkommenes Glück. [...] Du warst mein

Traummädel“¹³, indizieren dies tatsächlich. Die für die Beerdigung eingesetzten Ressourcen ließen sich zudem, so die Kritiker weiter, sinnvoller einsetzen – sei dies nun als Spende an Tierheime für noch lebende Tiere oder als Gabe zugunsten notleidender Menschen.¹⁴ Und auch die Kirchen bzw. ihre Seelsorger tun sich teilweise schwer, der ritualisierten Bestattung des Tieres an Orten wie (Tier-)Friedhöfen ihren Segen zu geben.¹⁵ Oft genug bleiben Verlautbarungen noch jenem Strang kirchlicher Tradition treu, die das Tier anscheinend – wie das Benediktionale¹⁶ – überwiegend und neben Maschinen und Geräten bzw. Gaststätten und Hotels in seinem Nutzen für den Menschen wertschätzt. Doch verbietet es sich für kirchliche Friedhofsträger tatsächlich, ihre geweihte Erde auch Tieren bzw. der gemeinsamen Bestattung von Menschen und Tieren zu öffnen?

„Im Himmel sind auch Tiere“¹⁷

Erstens wird man sich vor zu schnellen Urteilen hüten müssen, denn (vermeintliche) Übertreibungen hinsichtlich von Kosten und Aufwand oder ein ungesundes anmutendes Verhältnis zum Tier (s. u.) dürfen nicht verallgemeinert und zu einer pauschalen Abwertung der Tierbestattung herangezogen werden. Ist das Tier verstorben, befinden sich viele Heimtierhalter, zweitens, *de facto* im Zustand tiefer Trauer, die bis zu Depressionen führen kann.¹⁸ Der abschätzigste Hinweis, dass es doch „nur ein Hund“ gewesen sei, wird dem vorhandenen Schmerz nicht gerecht

Auch die Kirchen bzw. ihre Seelsorger tun sich teilweise schwer, der ritualisierten Bestattung des Tieres an Orten wie (Tier-)Friedhöfen ihren Segen zu geben.

und dürfte erst recht keinen Trost spenden. Dies gilt umso mehr, als die soziale Anerkennung von Trauer, die man im Tierfriedhof manifestiert sehen kann, ein wichtiger Aspekt der Verlustbewältigung sein kann.¹⁹ Geht man davon aus, dass es für zahlreiche Hinterbliebene hilfreich ist, ein geschütztes Grab als Ort der Trauer um ihren Angehörigen aufsuchen zu können,²⁰ ist kritisch zu fragen, weshalb man dies Menschen im Falle der Trauer um ein Tier vorenthalten will. Entdecken auf der einen Seite manche Hinterbliebene beim Tod eines Verwandten mittlerweile, dass ihnen hinsichtlich der Asche Beisetzungs- bzw. Aufbewahrungsformen außerhalb des klassischen Friedhofs gut tun, so stellen auf der anderen Seite manche Tierhalter fest, dass ihnen wiederum der Weg auf den Friedhof hilft. Drittens wissen wir längst um sehr erfolgreiche tiergestützte Interventionen im Bereich der Medizin, Pflege, Erziehung und Psychologie, die darauf beruhen, dass Menschen enge, ihnen wohlthuende Kontakte zu Tieren aufbauen können.²¹ Es wäre aber widersprüchlich, diesen therapeutischen Erfolg, der auf der Bindung zum Tier basiert, zunächst zu schätzen, um dann folgend die sich entwickelnde Bindung zum Tier und die sich daraus ableitende Trauer, wenn sich die Bindung löst,²² gering zu achten. Womöglich ist es vor diesem Hintergrund gar nicht mehr so absurd, dem Tier den Status eines engen Gefährten zuzubilligen und es so vielleicht auch im Familiengrab beisetzen zu wollen. Deziert in

theologischer Perspektive wird man sich, viertens, fragen können, ob bei solchen Bestattungen – zumindest punktuell (s. u.) – nicht auch das Tier als „Mitgeschöpf“ gewürdigt und die anscheinend nicht selten vorherrschende anthropozentrische Perspektive über ein Lippenbekenntnis hinaus geweitet wird.²³ Die Tierbestattung auf dem Friedhof wäre dann, wenn auch nur zeichenhaft, als Infragestellung jener Dichotomie zu verstehen, die neben Personen nur Sachen kennt, die mittlerweile jedoch auch von der deutschen Legislative aufgegeben wurde,

indem dort Tieren ein eigener Status zugebilligt wird.²⁴ Die Tierbestattung, insbesondere in der Nähe des Menschen, könnte dann als Ausdruck der Gemeinschaft und des gemeinsamen Schicksals von Menschen und (lebenden) Tieren, der Solidarität mit der belebten Umwelt gedeutet werden,

als bewusste Abwendung von alten Herrschaftsmustern, von der Ausbeutung der Natur. Zugleich stellt sie dies vor einen weiteren Horizont. Zwar gilt speziell mit Blick auf die toten Tiere und deren postmortales Los immer noch weitgehend, was der Satiriker Henscheid, wenn auch überspitzt, wie folgt in Worte fasste:

„Und gleichwohl – schweigt sich die Christenheit, auch und gerade die katholische in Lehre und Dekret, hier aus; Roma tacet. Leider. Ist säumig oder ganz offenbar scheelsüchtig verantwortungsscheu – und dies seit einem Drittel Jahrtausend. Es ist ein Schweigen der Unentschieden-

heit, der mißvergnügten Verlegenheit, der verräterischen Verleugnung und der Problemverdrängung“²⁵. Allerdings können sich Dogmatiker (mittlerweile) durchaus vorstellen, dass Tiere nicht nur als Teil der menschlichen Biographie – wenn auch nicht ohne den Menschen – in die Ewigkeit eingehen.²⁶ Auch „Laudato si“ ließe sich jüngst zugunsten der Tiere deuten, wenn es dort heißt:

„Der letzte Zweck der anderen Geschöpfe sind nicht wir. Doch alle gehen mit uns und durch uns voran auf das gemeinsame Ziel zu, das Gott ist, in einer transzendenten Fülle, wo der auferstandene Christus alles umgreift und erleuchtet. Denn der Mensch, der mit Intelligenz und Liebe begabt ist und durch die Fülle Christi angezogen wird, ist berufen, alle Ge-

schöpfe zu ihrem Schöpfer zurückzuführen.“²⁷ Damit steht fünftens in Zusammenhang, dass die Bibel zumindest das Bild des eschatologischen Tierfriedens (Jes 11,6-9) oder das die gesamte Schöpfung umfassende Heilshandeln Gottes (Röm 8, 18-22) kennt.²⁸ Zwar werden entsprechende Belegstellen – wie auch Kol 1,20, Mk 1,12f etc. – von Tierfreunden gerne etwas plakativ gedeutet, doch ließe sich der Tierfriedhof bzw. der Mensch-Tier-Friedhof durchaus als Ausdruck der Hoffnung verstehen, dass dereinst Löwe und Rind bzw. „Hund und Katz“ oder sogar Natter und Menschenkind friedlich beieinander lagern, der himmlische Friede

auch die Versöhnung mit den Tieren, gegen die wir uns vielfach versündigen,²⁹ umfasst. Dass die Fragen nach Gerechtigkeit und, weiter gefasst, der Theodizee durch das Versterben von Tieren tatsächlich angestoßen werden, zeigt folgende Inschrift auf einem Grabstein: „Lieber Gott, du hast doch schon so viele Engel, warum nimmst du mir meinen Einzigsten [sic] Engel.“³⁰ Aus praktisch-theologischen Erwägungen heraus wird man, sechstens, feststellen können, dass die Versuche, Tod und Leid zu deuten bzw. Formen der Bewältigung und Trauer-rituale einzuüben, mittlerweile beim Heimtier stattfinden (und in Kinderbüchern zum Thema Tod und Trauer oft auch am Tier erklärt werden³¹).³²

Werden junge Menschen aufgrund sich wandelnder Generationenspanne und veränderter Familienstrukturen kaum noch mit dem Tod naher Angehöriger konfrontiert, begegnet ihnen der Tod des Heimtieres sehr viel häufiger und meist früher im Leben. Wer diesen Bereich vor-schnell aus kirchlichem Handeln und kirchlicher Verkündigung ausblendet, darf sich nicht wundern, wenn Menschen bei der ersten Konfrontation mit dem Tod eines menschlichen Familienmitglieds bereits andere Antworten und Praktiken gefunden haben, und neben Bestattern und Trauerrednern nun auch Tierschutzvereine und Tierbestatter für die Letzten Fragen zuständig sind.

Die Schuld didaktik, die sehr nahe an jungen Menschen ist, hat dieses Desiderat längst erkannt und ist daher auch der Ort, wo die

Frage nach Tierbestattungen, Tierfriedhöfen und dem postmortalen Schicksal von Tieren, auch innerhalb der Theologie, bisher überwiegend behandelt wurde.³³

„Menschen, die wir lieben, bleiben für immer in unseren Herzen“³⁴

Allerdings können eine ganze Reihe von Phänomenen, die sich im Kontext von Tierfriedhöfen und – wie prospektiv zu erwarten ist – Mensch-Tier-Friedhöfen finden, amüsiert betrachtet, ob ihrer Widersprüchlichkeiten kritisiert, angesichts ihrer Brüche hinterfragt und/oder beanstandet werden. Amüsiert mag es sein, wenn Wotan unter dem Zeichen des Kreuzes bestattet liegt.

Widersprüchlich erscheint, dass Hunden Leckerbissen vom Rind auf das Grab gelegt werden: Während man Dzenni oder Ledy offenbar ein im wahrsten Sinne des Wortes himmlisches Leben wünscht, wird die Kuh, die schon auf Erden in der Massentierhaltung keine schöne Existenz hatte, auch im Jenseits darauf reduziert, verwurstete Wegzehrung zu sein. Vom oben angesprochenen Tierfrieden bei Jesaja mit seiner Konversion der Raubtiere – wie Hund und Katze es sind³⁵ – oder der Solidarität unter den Passagieren der Arche Noah – also auch mit Kuh und Schwein – ist angesichts solcher speziesistischen Wertung nichts mehr zu spüren.³⁶ Bestattet werden dann nicht Exemplare aller oder zumindest einiger Arten und Gattungen als Zeichen für die gesamte Tierwelt, sondern vor allem geliebte tier-

Amüsiert mag es sein, wenn Wotan unter dem Zeichen des Kreuzes bestattet liegt.

liche Individuen, womit sich die Zeichenhaftigkeit des Unterfangens verschiebt. Der Tier- oder Mensch-Tier-Friedhof stellt den angesprochenen Gedanken des gemeinsamen prä- und postmortalen Schicksals von Menschen und Tieren dann selbst in Frage. Brüche lassen sich aber auch dort entdecken, wo das von Tierbestattern gerne bemühte Bild der Regenbogenbrücke gebraucht wird, um die postmortale Wiedervereinigung vom Menschen und seinem Tier zu verheißen: „Dann überschreitet Ihr gemeinsam die Brücke des Regenbogens, und Ihr werdet nie wieder getrennt sein ...“³⁷. Denn das Zeichen des Regenbogens memoriert ja in der aktuellen Textgestalt des Buches Genesis (9,1-17) nicht nur den Bundeschluss Gottes mit den Menschen bzw. Gottes mit den Tieren,³⁸ sondern zugleich jenes Datum, ab dem das Essen von Fleisch legitimiert ist.

Kritisch sind Grabstätten zu betrachten, die in ihrer Gestaltung große Anklänge an Kindergräber zeigen oder wo es heißt: „Hier ruhen in Frieden unsere Sternchen“ oder „Der Himmel ist um viele Sterne reicher“³⁹. Bedenkt man, dass jene Kinder, die vor oder während der Geburt verstorben sind, als „Sternenkinder“ bezeichnet werden, ist leicht vorstellbar, dass zumindest ein Teil der verwaisten Eltern dies als Relativierung ihres Schmerzes wahrnehmen dürften und so in ihrer Trauer nachhaltig und zusätzlich verletzt würden. Bei den soeben aufgeführten Beispielen wird man im Blick behalten müssen, dass sie nur einen geringen Teil der Tierbestattungen prägen, ein sehr viel größerer Teil trägt zumindest in der Grabgestaltung dem Spezifikum anscheinend Rechnung,

dass es Hund, Katze oder Pferd sind, die hier begraben liegen und betrauert werden. Ein grundlegender Unterschied zwischen Meerschweinchen und Menschen – dass die Tiere dem Menschen nicht voll entsprechen⁴⁰ – wird hier keineswegs geleugnet. Aber auch bei den soeben vorgeschellten bedenklich-bedenkenserwerteren Grabgestaltungen wird man sich bewusst sein müssen, dass der (Tier-)Friedhof nur allgemeine gesellschaftliche Phänomene widerspiegelt: Zum einen wird hier ein gespaltenes, oftmals schizophreses Verhältnis zu den Tieren reproduziert, dem zufolge Heimtiere im Vergleich zu Nutztieren vollkommen unterschiedlich behandelt werden, indem die einen geliebt, die anderen verzehrt werden. Zum anderen findet sich auch hier jener religiöse Eklektizismus bzw. Synkretismus wieder, der als Patchwork-Religiosität auch jenseits der Tierbestattung beklagt wird.

„Alles hat seine Zeit“⁴¹

Dieser Beitrag will kirchlichen Friedhofsträgern nicht nahelegen, auch die Bestattung von Tieren zuzulassen oder ungenutzte Flächen in Tierfriedhöfe umzuwandeln. Er will jedoch dazu ermuntern, diese Optionen ernsthaft zu bedenken und nicht allzu vorschnell abzuweisen. Denn warum sollten Kirchengemeinden mit einer langen Tradition von Tiersegnungsgottesdiensten nicht auch über die Art und Weise nachdenken, wie sie bei der Bestattung von Hunden, Katzen usw. hilfreich zur Seite stehen können. Natürlich sind hierbei einige ethische Mindeststandards⁴² zu berücksichtigen, sobald dies in räumlicher Nähe zur Humanbestattung geschieht. Gewiss müsste in diesem

Kontext zunächst auch die eschatologische Hoffnung – dann für Menschen und Tiere? (vgl. Koh 3,19f) – plausibel (re-)formuliert werden. Selbstverständlich wäre ferner noch einmal dezidierter die Mensch-Tier-Beziehung jenseits des nicht selten unspezifischen Verweises auf die (Mit-)Geschöpflichkeit des Tieres⁴³ auf der einen und auf den Hiatus zwischen Mensch und Tier auf der anderen Seite zu beschreiben – wobei in diesem Kontext zu berücksichtigen wäre, dass es streng genommen nicht *das* Tier, sondern nur die Tiere gibt.⁴⁴ Und sicherlich müssten auf diesen beiden Unterfangen aufbauend *gegebenenfalls* verantwortbare und tragfähige Formen der Tierbestattung hinsichtlich Ort und Ritual entwickelt werden, die sowohl den seelischen Nöten der verwaisten Halter als auch dem Status der (Heim-)Tiere theologisch gerecht werden. Solche wären wohl nicht in Amtshandlungen zu suchen, sondern sehr viel entkrampfter z. B. in Hilfen zur möglichen Gestaltung der Beisetzung durch Tierhalter selbst, die allerdings und vor allem der Hoffnung Ausdruck geben, dass entgegen der Erfahrung von Leid und Vergänglichkeit auch die Tiere „mit uns an der Fülle ohne Ende teilhaben“⁴⁵ werden. Vielleicht würde man sogar feststellen, dass der Friedhof gar nicht der Ort ist, den Eigenwert des Tieres adäquat zu würdigen. Unabhängig von dem letztlich gewählten Weg und eingedenk der Tatsache, dass hinsichtlich unseres postmortalen Schicksals nichts sicher zu wissen, wenn auch vieles zu erhoffen ist, ist jedoch ein reflektierter Umgang mit dem Phänomen der Tier-

Kirchlicherseits mehr Mut
zum Experiment zeigen.

(Mensch-)Bestattungen notwendig, als er sich bisher i. d. R. finden lässt. Es könnte schließlich von hier ausgehend an der Zeit sein, in Fragen der Humanbestattungen auch kirchlicherseits mehr Mut zum Experiment zu zeigen, anstatt eine Praxis zu konservieren, die weniger von der Auferstehungshoffnung als vom Hygienediskurs des 19. Jahrhunderts geprägt ist. Die Frage nach den Tierfriedhöfen und der Tierbestattung wäre so vor allem ein Anlass, über viel grundlegendere Fragen unserer katholischen Sepulkralkultur nachzudenken und sie als Chance zu begreifen, sich der eigenen Praxis zu vergewissern bzw. sie selbstkritisch zu überdenken: Die selbst auf dem Feld der Tierbestattung Einzug haltende Kommerzialisierung und Professionalisierung könnte Anstoß sein, auch für den Humanbereich noch deutlich intensiver kostenlose Grabstätten oder die Wiederbelebung von Bestattungsbruderschaften in den Blick zu nehmen, die ein einfaches, aber von der Auferstehungshoffnung getragenes Begräbnis anbieten.⁴⁶ Die Frage nach dem Schicksal des toten Tieres könnte zugleich Impulse setzen, die eschatologische Sprachfähigkeit auszubauen. Und schließlich wäre in diesem Zusammenhang über das Proprium kirchlicher Friedhöfe sowie dessen tatsächlicher Sichtbarkeit nachzudenken – sei dies nun in- oder exklusive der Tiere.

Dirk Preuß, Erlangen

Erstveröffentlichung in „Stimmen der Zeit“,
Heft Nr. 11, November 2015,
Herder Verlag Freiburg, Seite 769-778.
Abdruck in leicht veränderter Fassung.

- 1 Grab von Berry. Diese, wie auch die folgenden Inschriften, stammen von einem süddeutschen Tierfriedhof.
- 2 Vgl. z. B. Jannis Brühl, Friedhof der Kuscheltiere, in: Süddeutsche Zeitung, 16.06.2015, 9; Thomas Frey/dpa, Ewig vereint, in: Frankfurter Rundschau, 10.06.2015, 39; Julia Friese, Die große Tierliebe, die bis ins Grab führt, in: Die Welt, 09.06.2015 (online unter: <http://www.welt.de/vermischtes/article142172733/Die-grosse-Tierliebe-die-bis-ins-Grab-fuehrt.html> [eingesehen am 30.06.2015]).
- 3 Vgl. Ruth Lehnen, Mit Miese ins Grab, in: Der Sonntag, 21.06.2015, 12.
- 4 Vgl. Aelianus, De nat. anim. VII, 37 [bzw. je nach Ausgabe VII, 41]).
- 5 Brehm zitiert hier den Philosophen und Naturkundler Peter Scheitlin (Alfred Edmund Brehm, Illustriertes Thierleben: eine allgemeine Kunde des Thierreichs. Erster Band. Erste Abtheilung: Die Säugethiere. Erste Hälfte: Affen und Halbaffen, Flatterthiere und Raubthiere. Hildburghausen 1864, 335). Vgl. auch Reiner Sörries, Herzliches Beileid. Eine Kulturgeschichte der Trauer. Darmstadt 2012, 183.
- 6 Vgl. Susanna Kolbe, Da liegt der Hund begraben. Von Tierfriedhöfen und Tierbestattungen. Marburg 2014, 11-24. Friedrichs Trauer um seine Hunde kann insofern als exemplarisch für die vielen Facetten der Trauer um Heimtiere gelten, als sie tief empfunden war, ihn auch betrübt an verstorbene Menschen denken ließ und der Tod des Tieres eine Herausforderung für seine Philosophie darstellte (s. u.; vgl. Max Hein (Hg.), Briefe Friedrichs des Großen. In deutscher Übersetzung. Zwei Bände. Berlin 1914, 280 (=Friderich an Wilhelmine vom 29.12.1751).
- 7 Die in diesem Zusammenhang häufig aufgeführten Tiernekropolen Ägyptens dienen nicht der Bestattung geliebter Heimtiere, sondern von Opfer- und Kulttieren. Als einer der ersten „modernen“ kontinentaleuropäischen Tierfriedhöfe gilt der Cimetière des chiens bei Paris.
- 8 Vgl. Luke E. Stoeckel et al., Patterns of Brain Activation when Mothers View Their Own Child and Dog: An fMRI Study, in: PLoS ONE 9(10) e107205 (doi:10.1371/journal.pone.0107205).
- 9 Dort heißt es: „Tierbestattungen sind jedoch für Bestatter nicht das hauptsächliche Tätigkeitsfeld [...]. Bestatter sehen sich bei Fragen der Tierbestattung folglich als Helfer an der Seite der Menschen [...], primär nicht jedoch als Anbieter von Tierbestattungsdienstleistungen“ (Bundesverbandes Deutscher Bestatter e.V., Stellungnahme zur Tierbestattung, in: bestattungskultur (2014/7-8) 9 [Hervorhebung: D.P.]).
- 10 Vgl. Mars Petcare Deutschland GmbH (Hg.), Hund-Katze-Mensch. Die Deutschen und ihre Heimtiere. Praxis-Wissenschaft-Zukunft. Verden 2012: 66-79, 80. Vgl. auch Sabine Wolf, Friedhöfe für Kuscheltiere, in: Anthos, Zeitschrift für Landschaftsarchitektur 46 (2007) 54-57, 56; für die USA siehe David D. Witt, Pet Burial in the United States, in: Clifton D. Bryant (Hg.), Handbook of Death & Dying, Volume Two: The Response to Death. Thousand Oaks 2003, 757-766.
- 11 Vgl. auch Wolf (Anm. 10) 57; Sörries (Anm. 5) 185f.
- 12 Der Gedanke ist keineswegs originell, sondern findet sich schon bei Plutarch (Große Griechen und Römer. Band II. Zürich/Stuttgart 1955, 107), wonach Augustus das Verhättseln von Hunden (und Affen) unter Verzicht auf eigene Kinder als fehlgeleitete Liebe kritisiert habe.
- 13 Grab von Cherry.
- 14 Vgl. z. B. den Radiobeitrag auf wdr 5 (Tagesgespräch – Bestattung mit Hund: Brauchen wir gemeinsame Gräber für Mensch und Tier? 21.05.2015).
- 15 Vgl. Lehnen (Anm. 3); Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (Hg.), Pressemitteilung: Keine christliche Bestattung für Tiere, in: <http://www.ekhn.de/service/angebote/diakonie-und-unterstuetzung/obdachlos/obdachlosenfrankfurt/nachrichten-zu-obdachlosigkeit-popup/detail2/news/keine-christliche-bestattung-fuer-tiere.html> (zuletzt eingesehen am 02.07.2015).
- 16 Vgl. Liturgische Institute Salzburg, Trier, Zürich (Hg.), Benediktionale. Studienausgabe für die katholischen Bischöfe des deutschen Sprachgebietes, Einsiedeln u.a. 1981, 7, 336.
- 17 So der Titel einer Sequenz bei Angelus Silesius (Cherubinischer Wandersmann. Wiesbaden 1948, 124 [=IV, 121]), die lautet: „Man sagt, es kann kein Tier zu Gott, dem Herrn, eingehn. / Wer sind die Viere dann, die nah bei ihm stehn?“
- 18 Vgl. Randolph Ochsmann, Trauer bei Verlust eines Lieblingstieres, in: Kerstin Gernig (Hg.), Verarmt, verscharrt, vergessen? Dokumentation der Tagung des Kuratoriums Deutsche Bestattungskultur e.V. vom 22.-23.11. 2008. Düsseldorf 2008, 33-37, 35f.
- 19 Vgl. William J. Worden, Beratung und Therapie in Trauerfällen. Ein Handbuch. Bern 2011, 67.
- 20 Vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Christliche Bestattungskultur. Orientierungen und Informationen. Bonn 2004, 24f.
- 21 Vgl. Andrea Beetz et al., Psychosocial and psychophysiological effects of human-animal interactions: the possible role of oxytocin, in: Frontiers in Psychology 3 (2012): 234 (doi: 10.3389/fpsyg.2012.00234 234).
- 22 Vgl. z. B. das bindungstheoretische Trauermodell nach John Bowlby, Verlust. Trauer und Depression. München 2006.

- 23 Eine zweite Frage wäre nochmals, ob nicht das Grab im Garten oder das Ausstreuen der Asche in der Natur einem Tier in seinem Handlungs- und Lebenszusammenhang stärker gerecht wird, allerdings fehlt bei letzterem jener Trauerort, den man auch gestalten kann (s. o.) (vgl. Beate Wenzel, *Christliche Bestattung – auch für Haustiere?*, in: Bürg-Heinze, Susanne et al. (Hg.), *Anforderungssituationen im kompetenzorientierten Religionsunterricht*. 20 Beispiele, Göttingen 2014, 17-22, 17).
- 24 Siehe § 90a BGB.
- 25 Eckhard Henscheid, *Welche Tiere und warum das Himmelreich erlangen können*. Neue theologische Studien. Stuttgart 1995, 17; vgl. auch Heike Baranzke, *Würde der Kreatur? Die Idee der Würde im Horizont der Bioethik*. Würzburg 2002, 96; Regina Radlbeck-Ossmann, *Eine kleine Eschatologie der Tiere*, in: *Katechetische Blätter* 130 (2005), 181-186, 181; Franz Gruber, *Die kreative Natur und der Glaube an den Schöpfergott*, in: *Stimmen der Zeit* 216 (1998), 302-312, 311; siehe aber auch – wiederum nur andeutungsweise – Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Die Verantwortung des Menschen für das Tier. Positionen-Überlegungen-Anregungen*. Bonn 1993, 20.
- 26 Vgl. Medard Kehl, *Und was kommt nach dem Ende? Von Weltuntergang und Vollendung, Wiedergeburt und Auferstehung*. Freiburg 22000, 157-165.
- 27 Franziskus, *Enzyklika LAUDATO SI. Über die Sorge für das gemeinsame Haus*. Vatikan 2015, Abs. 83 (online unter http://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/presse_2015/2015-06-18-Enzyklika-Laudato-si-DE.pdf [abgerufen am 28.06.2015]); vgl. auch ebd., Abs. 100, 243.
- 28 Auch die priesterschriftliche Schöpfungserzählung lässt sich in utopischer Stoßrichtung lesen (vgl. Heike Baranzke, *Ökologie – Natur – Schöpfung. Zur Funktion einer Schöpfungstheologie im Rahmen der Umweltproblematik*, in: *Stimmen der Zeit* 209 [1991] 695-706, 704f).
- 29 Vgl. Franziskus (Anm. 27) Abs. 8.
- 30 Grab von Kucki.
- 31 Siehe z. B. Ulf Nilsson/Eva Eriksson, *Die besten Beerdigungen der Welt*. Weinheim Basel 2012; Wolf Erlbruch, *Ente, Tod und Tulpe*. München 2007.
- 32 Vgl. Ralf Gaus, *Kommen Tiere in den Himmel? Gespräche über Tiere und Menschen. Arbeitsvorschläge und Materialien für den RU ab Klasse 9*, in: *Materialbrief RU Sekundarstufe* (2011/4) (=Praxisbeilage der *Katechetischen Blätter* 6/11) 2f; Kolbe (Anm. 6) 67; Wenzel (Anm. 23) 20; Rainer Wiedenmann, *Die Tiere der Gesellschaft*. Konstanz 2002, 53f; Witt (Anm. 10) 761; Wolf (Anm. 10) 54.
- 33 Siehe Radlbeck-Ossman (Anm. 25); Gaus (Anm. 32).
- 34 Seriell gefertigte Tafel auf dem Grab von Zamperle.
- 35 Das Jesajabuch ist in der Einschätzung der Tiere hier womöglich realistischer als das oftmals idealisierende Bild vom „guten“ Tier in der Gegenwart.
- 36 Vgl. hierzu auch seriell gefertigte Tafeln mit Aufschriften wie „Gute Zeit im Katzenhimmel“ (Grab von Puschkina et al.).
- 37 Grab ohne Namen.
- 38 Siehe differenzierend hierzu aber Josef Schabert, *Genesis 1-11*. Würzburg 21985, 97f; vgl. auch Baranzke (Anm. 28) 702.
- 39 Grab von Wuschi et al. bzw. Grab von Angel et al.
- 40 Vgl. Gen 2, 18ff; siehe auch Baranzke (Anm. 28) 703.
- 41 Grab von Wirbel, auf dem ein Abdruck von Koh 3,1-8,14f, angelehnt an die Lutherübersetzung von 1984, zu finden ist.
- 42 Vorauszusetzen ist, dass die Bestattung in der Nähe menschlicher Grabstätten mit Rücksicht auf all jene Personen behutsam umgesetzt wird, die sich mit der gemeinsamen Bestattung von Menschen und Tieren schwer tun und in der Trauer um ein Tier und der Trauer um einen Menschen einen qualitativ so großen Unterschied sehen, dass sich Tiere im Nachbargrab für sie verbieten. So wird man als Mindeststandard dafür plädieren müssen, dass dort, wo bisher mindestens zwei Humanfriedhöfe vorhanden waren, auch weiterhin einer der Bestattung nur von Menschen vorbehalten bleibt. Wo es nur einen Gemeindefriedhof gibt, sollten wenigstens die Bereiche der gemeinsamen Mensch-Tier-Bestattung zunächst auf ein fest umschriebenes Areal begrenzt bleiben, das abseits der Hauptwege liegt. Denn wenn auch mittlerweile viele Menschen die Trauer um ein Heimtier als ebenso legitim betrachten wie um einen Menschen, dürfte es doch ebenso nachvollziehbar sein, dass Hinterbliebene die Trauer um einen geliebten Menschen nicht mit der Trauer um ein Tier gleichgesetzt wissen wollen und dadurch zutiefst verletzt würden (s. o.). Vgl. zu den ethischen Grundlagen Dirk Preuß, *Pietät – eine Rekonstruktion in moralphilosophischer Perspektive*, in: Dirk Preuß/Lara Hönings/Tade M. Spranger (Hg.), *Facetten der Pietät*. München 2015, 141-334.
- 43 Vgl. etwa differenzierend Heike Baranzke (Anm. 28); siehe speziell zum Mitgeschöpflichkeitsbegriff in seiner tierethischen Dimension auch Dirk Preuß, *Die „Würde des Tieres“*. Eine Interpretation anhand seiner „Mitgeschöpflichkeit“, in: *Zeitschrift für evangelische Ethik* 55 (2011) 111-118.
- 44 Vgl. Jacques Derrida, *Das Tier, das ich also bin*. Wien 2001, 79f.
- 45 Franziskus (Anm. 27) Abs. 243.
- 46 Vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, *„Der Herr vollende an Dir, was er in der Taufe begonnen hat.“* Bonn 2011.

Das Trauercafé – eine Chance zur Trauerbegleitung

■ Wege in der Trauerbegleitung suchte Pfarrerin Dr. Bettina von Kienle aus Villingen-Schwenningen und fand sie für sich in dem Modell des Trauercafé. Über ihre Erfahrungen gibt sie interessante Einblicke und hilfreiche Tipps für die Planung eines solchen Projektes in der Gemeinde.

„Trauerbegleitung“ kam sehr lange in meiner pfarramtlichen Praxis zu kurz. Das Trauergespräch vor der Beerdigung hat einen zu straffen Rahmen, in dem vieles geregelt werden muss (Lebenslauf, Wünsche für die Ansprache und den Ablauf, Musikwünsche, Bestattungsformen, Veröffentlichungen), als dass es Trauerbegleitung sein könnte. Oft ist es so, dass gerade bei mehreren Angehörigen, mit denen die Trauerfeier besprochen wird, sehr unterschiedlich Trauernde vor mir sitzen, dass es ein Kunststück ist, auf jeden einzelnen in seiner Trauerphase einzugehen. Manchmal hindert auch der familiäre Kontext die Teilnehmende des Trauergesprächs daran, mit Rücksicht auf die anderen ihre wahren Gefühle zu zeigen. So bleibt nach dem Trauergespräch, das meist auch unter dem Druck des pfarramtlichen Kalenders steht, eher eine gewisse Hilflosigkeit, das Organisatorische geregelt zu haben und in einer Momentaufnahme den Angehörigen nahe gekommen zu sein, aber die Beglei-

Nach dem Trauergespräch bleibt eine gewisse Hilflosigkeit.

Ehrenamtlich geführte Trauercafés der Großstädte sind nicht so einfach auf die Situation einer eher ländlich geprägten Flächengemeinde übertragbar.

tung der Trauernden in der Folgezeit wird eine Herausforderung. Wen besuche ich? Alle – das wird zunehmend zeitlich unmöglich. Nehme ich nur die Personen, bei denen ich subjektiv den Todesfall als schwer oder dramatisch empfand? Mache ich Nachbesuche bei denen, die mir sympathisch gewesen sind? Wie lange mache ich Besuche? Wie oft? Kann ich die Menschen fragen, ob sie Besuche möchten? Und bekomme ich dann auch eine Antwort, die dem Trauernden für die ganze Zeit entspricht? Fragen über Fragen. Eine Freundin stieß mich nichtsahnend auf diese Thematik: „Du machst sicher noch einen Nachbesuch“. Und ich musste diese

Frage mit „Nein“ beantworten. Mit diesem „Nein“ wurde ich zunehmend unzufriedener. Und ich machte mich auf die Suche nach Lösungen.

In meiner KSA-Ausbildung spielte Trauerbegleitung eine große Rolle: ich lernte die ehrenamtlich geführten Trauercafés der Großstädte kennen, die nicht so einfach auf die Situation einer eher ländlich geprägten Flächengemeinde übertragbar waren. Zudem sah ich, in welchem Maße die ehrenamtlichen Mitarbeitenden ortsnah geschult und gefördert wurden, was

ebenfalls nicht einfach übertragbar ist: Ehrenamtliche können noch so motiviert sein, für Berufstätige ist es eine Zumutung, 80 km zur nächsten Fortbildung nach Feierabend zu fahren und dann

noch über einen Zeitraum mehrere Wochen hinweg. Eine professionelle Leitung wurde mir jedoch immer wichtiger, zumal ich bei Trauergruppen in räumlicher Nähe zwei Tendenzen beobachten konnte.

Die eine Art Gruppierungen entwickelte sich zum Freizeit-Gesellschaftsprogramm: man ging gemeinsam in ein bestimmtes Café, man machte Ausflüge miteinander, um nicht allein zu sein. Die andere Art Gruppierungen wurde von der Leitungsperson, die natürlich großes Vertrauen genoss, für den Aufbau bestimmter Gemeindestrukturen benützt. Wer da nicht mitkonnte, stand dann plötzlich außen vor.

Nach diesen Erfahrungen stand für mich fest, dass Trauerbegleitung in einem zweckfreien, einladenden Rahmen geschehen sollte, aber nicht nur Programm von Freizeitaktivitäten sein sollte. So entschloss ich mich, selbst das Trauercafé zu leiten, jedoch mit einer Co-Leitung, die weit mehr Trauererfahrung hat als ich.

Schnell hatte ich diese gefunden, durch das gemeinsame jahrelange Arbeiten ist aus dieser anfänglichen Arbeitsbeziehung eine stabile Freundschaft geworden. Ich kann nur jedem Mut machen, eine solche Arbeit mit Ehrenamtlichen zu beginnen.

Folgende Vorentscheidungen haben wir vor dem Beginn des Trauercafés besprochen:

Eine professionelle Leitung wurde mir immer wichtiger.

Trauerbegleitung sollte in einem zweckfreien, einladenden Rahmen geschehen.

1. Eingeladen werden die Angehörigen der Beerdigungen erst nach drei Monaten, vorher sind die Erfahrungen noch zu frisch. Die Einladung erfolgt durch eine Postkarte, die ca. zwei Wochen im Voraus verschickt wird.
2. Das Trauercafé findet im Zeitraum alle zwei bis drei Monate statt.
3. Der Raum, in dem das Trauercafé stattfindet, ist nicht von außen einsehbar, zur Not müssen die Vorhänge zugezogen werden.
4. Damit der Raum nicht „leer“ wirkt, läuft leise Musik für die Ankommenden.
5. Eine Tafel ist gerichtet mit Kaffee und Kuchen.
6. Das Vorbereitungsteam überlegt sich ein „Thema“ im Voraus, z.B. wo und wann kommen mir Erinnerungen an den Verstorbenen? Wo stelle ich sein Foto hin? etc. Dazu werden aus der Trauerliteratur kurze Sentenzen oder kleine Geschichten, die Aufhänger sein können, mit der eigenen Trauer anzuknüpfen, herausgesucht.
7. Die Treffen beginnen nicht mit dem Kaffeetrinken, sondern mit einem kleinen Ritual: nach der Begrüßung und einem kurzen „Weisheitssatz“ aus der Literatur, zündet jeder Teilnehmende ein Teelicht an einer Kerze an, sagt, um wen er trauert und was ihn gerade dazu bewegt. Einer nach dem anderen kommt an die Reihe, am Schluss wird die Reihe mit einem weiteren Zitat abgeschlossen.
8. Danach wird Kaffee getrunken. Durch das Gesagte, tut sich so manche Frage

auf, die einer dem anderen stellt, so manches Mal wird auch einfach Alltägliches besprochen. In dieser Phase gilt es, genau hinzuhören, was Thema der Gruppe ist.

9. Danach kommt eine Gesprächsphase. Meist wird dieser Einschnitt durch eine kleine Geschichte zum Nachdenken deutlich. Entweder greifen die Teilnehmenden nun dieses Gesprächsangebot auf oder sie haben ein eigenes Thema, das so stark ist, dass dieses Thema der Gesprächsrunde wird. Hier gilt es, darauf zu achten, dass nicht stille Teilnehmende untergehen, weil andere scheinbar größeren Redebedarf haben, sondern jeden einzelnen in seinen Gefühlen und Gedanken in das Gespräch mit hineinzunehmen.
10. Nach pünktlich 1½ Stunden wird – wie in der Einladung ausgedruckt – die Runde geschlossen. Es mag sein, dass manch einer jetzt erst zum Reden kommt und kein Ende finden will, dieser wird auf das nächste Trauercafé verwiesen. Eine Liste mit den jährlich stattfindenden Trauercafés ist jederzeit zur Hand bei Bedarf. Der Abschluss ist ebenfalls rituell: das Vaterunser wird gemeinsam gebetet.

Nach fünfjähriger Erfahrung mit diesem Modell hat sich als Struktur entwickelt, dass die Besuchenden für mich oft eine Überraschung sind: es sind nicht die, von denen ich es vielleicht nach den Beerdigungsgesprächen gedacht hätte. Sie kommen und bleiben, solange es ihnen gut scheint, das kann von mehreren Jahren bis

zu ein – bis zweimal gehen. Meistens erklären die die Trauernden dann auch, wenn für sie die Zeit des Abschieds vom Trauercafé gekommen ist. Manche Teilnehmenden verabreden sich in den Zwischenzeiten zu gemeinsamen Unternehmungen, andere nicht. Einige haben den Sprung in andere Gemeindegruppen wie z.B. in das wöchentlich stattfindende Programmcafé gemacht, andere nicht. Es

Es wird niemand zu irgendetwas gedrängt. Am Ewigkeitssonntag wird der Gottesdienst immer gemeinsam mit

der Co-Leitung des Trauercafés gestaltet, die den Angehörigen vertraut ist. So wird diese Arbeit in den Gottesdienst integriert, was von den Angehörigen durchaus geschätzt wird. Für mich als Pfarrerin ist dieses Angebot, das von vier bis zehn Besuchenden jeweils wahrgenommen wird, ein sinnvolles geworden, mit dem ich zufrieden bin. Menschen werden eingeladen – nicht nur einmal, sondern mehrfach im Trauerjahr – über ihre Trauer zu reden, gemeinsam mit anderen sich auszutauschen, miteinander und voneinander zu lernen. Anders als im Nachbesuch, bei dem ich manchmal das Gefühl hatte, zusätzlich zu aller Trauer überfalle ich die Trauernden auch noch, ist dies eine Einladung, bei der jeder für sich entscheiden kann, ob er sie wahrnehmen möchte oder nicht, ob das für ihn dran ist, oder auch nicht. Dass diese Arbeit sehr wichtig ist, erlebe ich bei jedem Treffen. Und die Angehörigen setzen ein heimliches Zeichen, wie wertvoll diese Arbeit für sie ist: das sehe ich, wenn ich auf das Spendenkonto der Gemeinde blicke. Und ich freue mich darüber.

■ Bettina von Kienle, Villingen-Schwenningen

„Nicht(s) vergessen. Gut vorbereitet für die letzte Reise“

- **Wie stelle ich mir meine letzte Reise vor?
Was gehört in mein Gepäck?
Und wer soll mich begleiten und wohin?
Unter diesen Leitfragen geht der neue „Bestattungsratgeber“ die Fragen des dritten Lebensabschnittes an. Er möchte Menschen Mut machen, sich auf den letzten Lebensabschnitt und das Abschiednehmen vorzubereiten.**

Die Broschüre lädt ein einen Blick zurückzuwerfen auf Schönes, Schweres und Alltägliches im Leben. Sie gibt Impulse, wie man mit Partnerin oder Partner, Angehörigen und Bekannten ins Gespräch kommen kann. Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht und Verfügungen für den Todesfall sind dargestellt Ausführlich besprochen werden alle Fragen rund um das Thema „Bestattung“. Eine Checkliste hilft, den Überblick zu behalten: „Habe ich alles Wichtige bedacht und geregelt?“. Entstanden ist der Ratgeber in Zusammenarbeit der Abteilungen Seelsorge, Gottesdienst und Fundraising. Er lehnt sich in der einfühlsamen und ansprechenden Sprache und Gestaltung an den Erbschaftsratgeber „Was bleibt.“ an. Für Seelsorge und Gemeindegarbeit können Sie eine beliebige Anzahl von Broschüren kostenlos beim Bestellservice des Evangelischen Oberkirchenrates anfordern.

Vorsorgeordner

„Nicht(s) vergessen“

Über 10.000 Ratgeberbestellungen in sechs Monaten zeigen das große thematische Interesse. Deshalb haben wir einen

Vorsorgeordner entwickelt, der sich grafisch und thematisch an die Broschüre „Nicht(s) vergessen“ anlehnt.

Er ermöglicht im Fall der Fälle alle erforderlichen Unterlagen mit einem Griff zur Hand zu haben. Die 11 Rubriken helfen Ihnen, systematisch alle wichtigen Fragen zu bedenken und die dazugehörigen Unterlagen abzulegen: – von „Kontaktpersonen“ über „Vorsorgevollmacht“ bis zu einer Übersicht „laufende Kosten“ reicht die Bandbreite. In der Rubrik „Patientenverfügung“ ist bereits die „Christliche Patientenversorgung“ eingehaftet, welches die Evangelische Kirche in Deutschland und die Deutsche Bischofskonferenz der römisch-katholischen Kirche gemeinsam herausgegeben haben.



Einzelexemplare können kostenlos bestellt werden beim landeskirchlichen Fundraisingbeauftragten Pfarrer Dr. Torsten Sternberg. Für die Gemeindegarbeit sind größere Mengen zum Selbstkostenpreis von 6 Euro (plus Versand) erhältlich.

Leserbrief zum Beitrag der Pfarrvertretung

Ich habe beim Lesen der Thesen zur Arbeitszeit im Pfarrberuf in der vorletzten Ausgabe immer und immer wieder innerlich nicken müssen. [Der Vorsitzende der Pfarrvertretung trifft] die Situation gut. Ich schreibe das als Kollege, der seit gut 7 Jahren auf einer Sonderpfarrstelle ist. Ich erinnere mich gut an die Zeit in der Gemeinde und arbeite tagtäglich mit Gemeinden und Kollegen in den Gemeinden zusammen. Das Thema gehört längst breit und offen in unserer Kirche diskutiert. Ich hoffe, dass dieser Prozess so angelegt ist, dass nach der Diskussion in den Pfarrkonventen eine Behandlung in den Bezirkssynoden und der Landessynode folgt. Das Problem muss weithin sichtbar werden und die Folgen der Entwicklung müssen durch alle Ebenen diskutiert werden. Denn es ist ein gewichtiger Teil des Problems bei der Nachwuchsgewinnung. Wieviele Synoden- und KGR-Mitglieder würden bei umfassender Kenntnis der aktuellen Arbeitsbedingungen selbst Theologie studieren und in den Pfarrdienst eintreten bzw. den eigenen Kindern dazu raten? Ich nehme an, viel weniger als es sein könnten und müssten. Ich arbeite eng mit der Evangelischen Kirchenverwaltung in Mannheim zusammen. Dort sind mittlerweile vorwiegend Angestellte beschäftigt. Für diese gibt es ein (präventives) betriebliches Gesundheitsmanagement mit Seminaren, vergünstigten Sportangeboten, Obst am Arbeitsplatz etc. Hier ist die Evangelische Kirche eine vorbildliche Arbeitgeberin. Die Frage, die sich mir nun stellt, ist, warum gibt es – bei aller notwendigen Selbstfürsorge – kein entsprechend angepasstes System für die Mit-

arbeiter im Pfarrdienst, welche eine deutlich höhere und entgrenztere Arbeitszeit und damit wahrscheinlich auch höhere Risiken haben? Beim Thema Religionsunterricht befinden wir uns in der badischen Landeskirche in einer veritablen und selbstgezimmerter Zwickmühle. 6-8 Wochenstunden Unterricht entsprechen je nach Schulart 21-32% einer Vollzeitlehrerstelle (Unterrichtsstunden: 28/Grundschule; 25/Gymnasium). Und auch Lehrer arbeiten bekanntermaßen – ich bin mit einer Gymnasiallehrerin verheiratet – keine gleichmäßigen 41 Stunden (brutto) pro Woche. Einige kirchliche Vertreter scheinen zu fürchten, dass eine Reduzierung der Schuldeputate im Pfarrdienst politisch als Rückzug aus den Schulen und Abwertung des Religionsunterrichts gedeutet werden könnten, womit ein weiterer gesellschaftlicher Einflussverlust einherginge. Deswegen soll sich aus ihrer Sicht hier möglichst wenig ändern. Andererseits ist klar, dass bei der Diskussion um die Arbeitszeitregelungen und -begrenzungen im Pfarrdienst aufgrund des hohen aktuellen Anteils des Religionsunterrichts am Pfarrdienst man nicht daran vorbei kommen kann, dort etwas zu ändern. Wo liegt der Hebel, der Bewegung in die Sache bringt? Ich fürchte, dass dies erst ein akuter, hartnäckiger und umfänglicher Pfarrermangel und/oder ein steigender Krankenstand sein wird. Das ist bedauerlich, weil ich glaube, dass das Ziel, dass der Pfarrberuf attraktiv (hinsichtlich Inhalt, Arbeitsbedingungen und Besoldung) sein soll, bereits jetzt von allen Anspruchsgruppen im Grundsatz geteilt wird.“

■ Sebastian Carp, Mannheim

Kontaktstudium in Heidelberg

■ Seit mehreren Jahren unterstützt unser Förderverein Pfarrhaushilfe Kollegen aus der Evang. Kirche A.B. in Rumänien mit der Finanzierung eines Kontaktsemesters in Heidelberg. Unsere Landeskirche hält für diese Kollegen einen Platz im Morata-Haus bereit. Wir bringen einen Auszug aus einem langen Bericht des Siebenbürgischen Kollegen Dechant Hans Bruno Fröhlich aus Schäßburg vom Sommersemester 2016:

Am Anfang dieses Berichtes steht der Dank an Gott für diese erfüllte Zeitspanne in meinem Leben. Der Dank ergeht zugleich an die Evangelische Kirche in Baden bzw. den Badischen Pfarrverein; persönlich vor allem an Pfr.in Dr. Heike Springhardt und Pfr. i.R. Hans Kratzert für Begleitung und Finanzierung.

20 Jahre nach dem Abschluss des Theologiestudiums nochmals ein ganzes Semester aus der pfarramtlichen Praxis und dem kirchenleitenden Amt auf mittlerer Ebene aussteigen zu dürfen und sich wie ein Student fühlen zu können, ist das, was einer der Theologieprofessoren als „materialisierte Gnade“ bezeichnete. Es war eine Zeit konzentrierten theologischen Arbeitens und zugleich eine Periode des innerlichen zur Ruhe Kommens. Weiterhin war es aber auch eine Zeit des intensiven Austausches mit Kollegen und Kolleginnen aus anderen Landeskirchen (hauptsächlich der Badischen, aber nicht nur), mit Studierenden und Lehrvikaren; ganz herzlichen Dank allen Kollegen! Und nicht zuletzt war es ein besonderer Vorzug, Gast der Badischen Kirche (bei der Landessynode) in Bad Herrenalb sein zu dürfen; herzlichen Dank an

dieser Stelle an Frau Kirchenrätin Anne Heitmann! Das alles machte das Kontaktstudium zu einer Einrichtung, die ich gerne weiter empfehlen möchte.

Im Studium habe ich mich vor allem auf vier Veranstaltungen fokussiert:

- „Theologie der Anerkennung“ (Seminar gestaltet von Frau Prof. Friederike Nüssel und Prof. Risto Saarinen)
- „Das Christentum und die Religionen in globalgeschichtlicher Perspektive“ (Vorlesung von Prof. Michael Bergunder)
- „Konfessionelle Identität – Differenz – ökumenische Gemeinschaft“ (Vorlesung von Prof. Michael Plathow)
- „Theologie der Diakonie“ (Vorlesung von Prof. Fritz Lienhard)

Vor allem das Seminar „Theologie der Anerkennung“ war für mich sehr wichtig, da ich an dem Thema „Anerkennung“ schon seit längerer Zeit arbeite, und zwar geht es um die Anerkennung der Taufe zwischen evangelischer und orthodoxer Kirche. Außer dem Studium hatte ich noch (bei einigen Veranstaltungen) meine Evang. Kirche A.B. in Rumänien zu vertreten. Nun bin ich wieder in Schäßburg und versuche, in der hiesigen Realität mit ihren vielen Facetten Fuß zu fassen. Es ist nicht ganz einfach, da nach 3 ½ Monaten eine ganze Reihe von Problemen in Gemeinde und Kirchenbezirk auf mich zukommen. Das Kontaktstudium hat in diesem Kontext nicht nur Erinnerungswert. Ich werde so einiges daraus in meiner kirchlichen und theologischen Arbeit anwenden. Herzlichen Dank nochmals an alle, die mir diese Zeit ermöglicht haben.

■ Hans Bruno Fröhlich, Schäßburg

Bischofsbrief

CONSERVANDO ET RENOVANDO



Sehr geehrter Herr Pfr. Kratzert, lieber Hans,

Seit langer Zeit wollte ich mich bei Dir und bei dem Förderverein Pfarrhaushilfe e.V. für die Möglichkeit des Stipendiums an der Universität in Heidelberg in den letzten Jahren herzlich bedanken.

Die Möglichkeit dieses Stipendiums bedeutet für unseren theologischen Nachwuchs enorm viel. In einer traditionellen Universitätsstadt, wie Heidelberg, in einer der Hochburgen der Wissenschaft ist es nicht nur eine Ehre, sondern eine einzigartige Chance einen Studienplatz zu bekommen. Die ungarischen Theologiestudentinnen und Studenten, die bisher an einer Ausbildung an der Universität in Heidelberg mit Hilfe und Unterstützung des Fördervereins Pfarrhaushilfe e.V. studieren konnten, wie Júlia Zaharia, Orsolya Szlaukó, Anna Babka und Tamás Gömbös sind alle hervorragende Gemeindepfarrer geworden oder beenden gerade ihr Studium mit sehr guten Noten. Alle sind darüber einig, dass ihnen das Studienjahr in Heidelberg eine herausragende Möglichkeit bedeutete, ihre Kenntnisse zu bereichern, ihre Sichtweite zu erweitern und wunderbare Kontakte schließen zu können.

Alle haben betont und es ist uns auch bewusst, dass es besonders schätzenswert ist, dass durch Deine persönliche Begleitung unsere Studierenden eine besondere Hilfe und Unterstützung in Heidelberg immer wieder bekommen. Sie sind nie allein gelassen, ihnen wird geholfen und sie kommen alle mit neuen Kenntnissen in Theologie und Wissenschaften zurück, mit einer selbständigen Persönlichkeit und mit fantastischen Erlebnissen.

Dafür sind sowohl die Studierenden, als auch unsere Kirche dem Förderverein Pfarrhaushilfe e.V. und Dir persönlich sehr dankbar.

Daher kann ich es nicht genug betonen, dass die Evangelisch-Lutherische Kirche in Ungarn das Stipendium des Fördervereins Pfarrhaushilfe e.V. in Heidelberg sehr hoch schätzt, es sehr braucht und für die Möglichkeit des Stipendiums sehr dankbar ist.

Mit herzlichen Grüßen und Segenswünschen,
Dein Tamás

Dr. Tamás Fabiny
Bischof



Aktuelles

Auf das Thesenpapier zum Umgang mit dem Thema **Arbeitszeit im Pfarrberuf** (PfvBl 7–8/2016) habe ich neben vielen zustimmenden Rückmeldungen von KollegInnen auch einige öffentliche Resonanz erhalten: epd Südwest, SWR und idea haben das Thema aufgegriffen; Herr **Oberkirchenrat Helmut Strack** hat epd Südwest gegenüber auch schon Entlastungen angekündigt. In welcher Form das geschieht, ist noch offen.

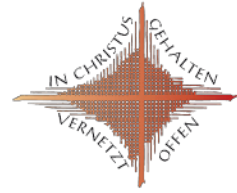
Herr Strack wird am 16.10. nach drei Jahren als Personalreferent unserer Landeskirche in den **Ruhestand** verabschiedet. Ich habe ihn in dieser Zeit als fairen und transparenten Gegenüber erlebt, er ist der Pfarrvertretung mit Respekt begegnet und hat trotz seiner kurzen Amtszeit wichtige Veränderungen angestoßen (wie z.B. die Zulage für angestellte PfarrerInnen, die damit finanziell den verbeamteten KollegInnen gleichgestellt werden. Diese hat nicht nur eine Gerechtigkeitslücke geschlossen, sondern wirkt auch dem drohenden PfarrerInnenmangel entgegen, da der Pfarrberuf so für Spätberufene attraktiver wird). Herrn Strack sei hier, verbunden mit Segenswünschen für den Ruhestand, herzlich für die Zusammenarbeit gedankt. Seiner **Nachfolgerin Dr. Cornelia Weber**, die ebenfalls am 16.10. in ihr Amt eingeführt wird, wünsche ich segensreiches Wirken im neuen Amt. Unter ihrer Regie wird es ab dem kommenden Jahr einen breiten Diskussionsprozess mit der PfarrerInnenschaft zum Pfarrbild der Zukunft in al-

len Kirchenbezirken geben; Details hierzu wird Frau OKR Dr. Weber im Dezember mit der Pfarrvertretung besprechen.

In einem Schreiben an alle KollegInnen im Religionsunterricht hat Frau Kirchenrätin Jestadt mitgeteilt, dass zukünftig eine **Anrechnungsstunde** auf das Deputat gewährt wird, wenn eine **Lehrkraft an drei Schulen** eingesetzt wird. Die Pfarrvertretung und der Fachverband hatten sich dafür eingesetzt, für die Tätigkeit an zwei verschiedenen Schulen eine Stunde Deputatsermäßigung zu gewähren (analog zu den Regelungen in Württemberg bzw. in den Erzdiözesen Freiburg und Rottenburg und begründet im erhöhten Aufwand für Konferenzen, Elternabende, Schulfeste etc.).

Das **Pfarrhaussanierungsprogramm** soll nach acht Jahren Laufzeit Ende 2016 auslaufen, nachdem es schon einmal verlängert wurde, obwohl nach Auskunft von Herrn Oberkirchenrat Werner noch 3 Mio.€ zur Verfügung stünden. Der Umsetzungsgrad liegt bei 80%; noch nicht bezuschusste Gemeinden sollten auf jeden Fall zügig Förderung beantragen.

■ Volker Matthaei,
Reutgrabenweg 16, 76297 Stutensee,
07249/955889, V.Matthaei@web.de



Pfarrfrauentagung 16. – 19. Januar 2017

Bad Herrenalb, Haus der Kirche

■ Herzensanliegen –

Gott spricht:

**Ich schenke euch ein neues Herz
und lege einen neuen Geist in euch
(EZ 35, 26)**

Ist das nicht eine wunderbare Jahreslösung? Gott beschenkt uns – einfach so – In dem Buch „Der kleine Prinz“ lesen wir:

**„Man sieht nur mit dem Herzen gut.
Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“**

Auf unserer Tagung wollen wir den **Herzensanliegen** nachspüren. Der **Pfarrfrauenbund** wird 100 Jahre. Das **Reformationsjubiläum** 500 Jahre. Die Bibel enthält viele „Herzgeschichten“.

Was ist Dein/mein Herzensanliegen? Gott will uns **ein neues Herz** schenken. Und er will **einen neuen Geist** in uns legen. Das kann unser Leben verändern, beleben, korrigieren. Ich freue mich darauf mein „Geschenk“ von Gott auszupacken und kennen zu lernen – Sie auch?

Ganz herzlich möchte ich Sie einladen dabei zu sein. Wir freuen uns auf Ihr Kommen.

■ Claudia Bär

Montag, 16. Januar 2017

- 15.00 Uhr Beginn mit Nachmittagskaffee
- 15.30 Uhr **Begrüßung**
Claudia Bär und Karin Baral
- 16.00 Uhr **„Blick über den Gartenzaun“
Christenverfolgung weltweit – nicht Verhängnis, sondern voll Verheißung**
Winrich Scheffbuch, Hilfsaktion Märtyrerkirche
- 20.00 Uhr **100 Jahre Pfarrfrauenbund Jubiläumsabend mit Präsentation der Wanderausstellung**
Margrit Sebeties und Claudia Bär
Musikalische Gestaltung: **„Violinduo Il suono vero“**
Isabel & Regina Steinbach

Dienstag, 17. Januar 2017

- 8.00 Uhr **Andacht** in der Kapelle
Verena Zorn
- 9.30 Uhr **Der Finanzminister aus Äthiopien (APG 8)**
Marlene Trick, Pfrin, Freudenstadt
- 11.30 Uhr **Singen und Musizieren**
Chor: Helene Eberle
Flöten: Erika Trojansky
- 16.00 Uhr **Herzensanliegen Entdeckt – Erzählt – Erlebt**
Karin Muley, Margit Ruthmann-Wolf, Erika Trojansky, Margarete Goos
- 19.30 Uhr **Frauen der Reformation**
Renate Schellenberg
- 20.15 Uhr **Die Frau an seiner Seite Martin Luther und Katharina von Bora, szenisch dargestellt mit musikalischen Einlagen von Gudrun und Adolf Bernhard, Walldorf**

Mittwoch, 18. Januar 2017

- 8.00 Uhr **Andacht** in der Kapelle
Hanna Schnaiter
- 9.30 Uhr **Lydia (APG 15 - 16,16)**
Marlene Trick, Pfrin,
Freudenstadt
- 11.30 Uhr **Singen und Musizieren**
Chor: Helene Eberle
Flöten: Erika Trojansky
- 16.30 Uhr **Treffen im Plenum**
Arbeitsgruppen:
Meditativer Tanz
mit Verena Zorn
und Anette Berggötz
Vorstellung von Büchern
mit Renate Schellenberg
Gesprächsrunde
mit Margrit Sebeties
- 19.30 Uhr **Abendmahlsgottesdienst**
Karin Epting, Karlsbad,
und Team

Donnerstag, 19. Januar 2016

- 8.00 Uhr **Andacht und Reisesegen**
in der Kapelle | Claudia Bär
Abreise nach dem Frühstück

**Herzlich eingeladen sind alle Frauen der
Pfarrer, Vikare, Diakone und die Pfarrwitwen.**

Tagungskosten:

100 Euro EZ
90 Euro DZ
Bei Ankunft an der Rezeption zu bezahlen.
(Haus-Tel. 07083/928-0)

Anmeldung: (bis 28. Dezember 2016)

Telefonisch, schriftlich oder per Mail an:

Karin Baral

Hauptstr. 52

71711 Steinheim

Tel.: 07144/894656

E-Mail: Karin.Baral@gmx.de

Die Anmeldung gilt ohne Bestätigung.

Feste Zeiten des Hauses

8.00 Uhr	Andacht (Kapelle)
bis 9.30 Uhr	Frühstücksbuffet
12.30 Uhr	Mittagessen
15.00 Uhr	Nachmittagskaffee
18.30 Uhr	Abendessen

Liebe Teilnehmerinnen,

noch einige Hinweise für unsere Tagung:

- Es gibt im Haus der Kirche nur ganz wenige **Doppelzimmer**. Es können aber Wünsche geäußert werden.
- Wer eine bestimmte **Diät** braucht, sollte dies bei der Anmeldung vermerken.
- **Holzbläserinnen** bitten wir, ihre Instrumente mitzubringen (bitte melden bei Erika Trojansky, Tel. 07223/8011930)
- Wenn Sie als **Tagesgast** an der Tagung teilnehmen, bitten wir darum, bei der Anmeldung anzugeben, welche Mahlzeiten Sie im Haus einnehmen werden.
- Für **Kinderbetreuung** wird gesorgt. Alter des Kindes bei der Anmeldung bitte angeben.
- Wer weniger als 7 Tage vor Beginn der Tagung zurücktritt, muss künftig 50% der Kosten als **Ausfallgebühr** zahlen. So handhabt es das Haus bei allen anderen Tagungen seit langem.

**Wir Verantwortlichen danken Ihnen für Ihre Mithilfe
und grüßen Sie in der Vorfreude auf die gemeinsamen Tage!**

Für den Pfarrfrauenbund:

Cornelia Kampe, Annette Berggötz, Ulrike Weiland, Heike Stier,
Margrit Sebeties, Irmtraud Binder, Karin Baral, Claudia Bär, Verena Zorn

Andreas Nachama / Walter Homolka /
Hartmut Bomhoff

Basiswissen Judentum

geb., Herder Verlag Freiburg 2015, 685 Seiten,
40 Euro

„Die Tora zum Glänzen bringen“, überschreibt Rabbiner Dr. Henry G. Brandt, der Vorsitzende der Allgemeinen Rabbinerkonferenz Deutschlands sein Geleitwort zu diesem von zwei weiteren Rabbinern und einem wissenschaftlichen Mitarbeiter des Abraham Geiger Kollegs herausgegebenen Werkes und hebt dabei Lernen und Lehren als Essenz des Judentums hervor, für das die Taten eines Menschen stärkerer Ausdruck des religiösen Lebens sind als Glaubensbekenntnisse. Darum geht es bei diesem „Basiswissen“. In einem ersten Großkapitel mit dem Titel „Die Lehre“ wird daher die Frage behandelt „Wer ist Jude?“, dabei kommen sowohl biblische als auch halachische und moderne Definitionen zur Sprache. Dabei werden auch Charakteristika der Jüdischkeit u.a. anhand von Texten Leo Baecks und Grundsätzen der Union progressiver Juden dargestellt. Die Frage des Verhältnisses von Diaspora und Heiligem Land wird knapp, aber auch für Nichtjuden verständlich behandelt. Auch die „erstaunliche Diversität“ des Judentums wird angesprochen und als wesentlicher Unterschied zwischen liberalem und orthodoxem Judentum der Offenbarungsbegriff bezeichnet. Dies hätte man sich noch etwas ausführlicher gewünscht. Sehr knapp – es geht ja um Basiswissen – wird auch auf das jüdische Gottesbild, die Unausprechlichkeit des Gottesnamens, die ver-

schiedenen biblischen Gottesbezeichnungen und dessen Eigenschaften nach Ex 34 eingegangen, die allerdings als „Verhaltensweisen Gottes“ bezeichnet werden. Beachtlich ist auch, was bei aller Knappheit über Gotteserkenntnis „im Spannungsfeld von Vernunft und Offenbarung“ gesagt wird. Als „Herzstück“ der Hebräischen Bibel wird die Tora herausgestellt und auf die Wortbedeutung dieses Begriffs verwiesen, mit dem zugleich die 5 Bücher Mose bezeichnet werden. Nach kurzer Inhaltsangabe der einzelnen Bücher und deren hebräischen Bezeichnungen, kommen die Autoren auf die Propheten, die aber nach jüdischer Terminologie bereits mit dem Buch Josua beginnen, nicht erst mit den „großen Schriftpropheten“. Warum das Zwölfprophetenbuch unerwähnt bleibt, ist nicht ersichtlich. Die „Schriften“ oder „Hagiografen“ werden kurz aufgezählt, auf die Psalmen näher eingegangen, sogar die Kantillationszeichen erwähnt. Außerdem heißt es über die Gesamtkomposition, es handle sich nicht um willkürlich zusammengesetzte Einzeltexte, sie seien „mit theologischem und dramaturgischem Sinn zusammengefügt.“ Ein tabellarisches Schema verdeutlicht dies, wenn auch eher für die ersten Teile der Sammlung. Ein Kapitel ist auch Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Hebräischer Bibel und dem christlichem „Alten Testament“ gewidmet, sodann der gottesdienstlichen Toralesung mit den Wochenabschnitten, dem vierfachen „Wortsinn“ sowie Torakommentaren, insbesondere Raschi, einem Akronym des vollen Namens dieses mittelalterlichen Gelehrten. Wichtig für das Gesamtverständnis der Tora ist auch der Hinweis: „Am Ende des Lesungsgottesdienstes wird die Tora

von einem Beter emporgehalten [...] und die Gemeinde ruft aus: „Dies ist die Lehre, die Mose den Israeliten auf Befehl des Ewigen vorgelegt hat“. Mit einem Zitat aus den Sprüchen der Väter, das gleichermaßen von Christen und Juden beherzigt werden sollte, beginnt das Kapitel über Halacha und Talmud: „Ben Bag Bag sagte: Wende und wühle in ihr, denn in ihr [der Tora] ist alles; schaue in sie und werde in ihr alt und verbraucht und weiche nicht von ihr, denn es gibt nichts Besseres als sie.“ Sehr gut wird erklärt, dass es dabei um „Rechtsfragen des Lebens in all seinen Erscheinungen“ geht inclusive des Verhältnisses zum Recht der Staaten, in denen Juden in der Diaspora leben. Aber auch Begriffe wie Mischna, Tosefta, Gemara und Talmud werden knapp, aber gut verständlich dargelegt und durch kennzeichnende Zitate belegt. Insbesondere für Pfarrer(innen) und Religionslehrer(innen) sind diese Kapitel wichtig; denn auf diesem Gebiet herrschen weithin unklare Vorstellungen. Auch die beiden Talmudcorpora werden kurz charakterisiert, wobei eigentlich in neuerer Zeit der Begriff „Jerusalem Talmud“ geläufiger geworden ist, als der hier verwendete „Palästinischer“ neben dem „Babylonischen“, der meistens gemeint ist, wenn ohne nähere Bezeichnung vom Talmud die Rede ist. Dass auf die beiden hauptsächlichen rabbinischen Schulen Hillel und Schammai eingegangen wird, versteht sich von selbst. Im Kapitel „Halacha und Aggada“ geht es u.a. um rabbinische Methoden, das Recht veränderten Verhältnissen anzupassen, ohne gegen den ursprünglichen Sinn zu verstoßen. Allerdings ist dem „jüdischen Recht in der Moderne“ ein eigenes großes Kapitel gewidmet, nachdem zuvor noch Talmud-

kommentare und Kodifikationen, Verbote und Verbrennungen, aber auch der „Schulchan Aruch“ besprochen wurden. Unmittelbar vor dem Kapitel über das Recht in der Moderne steht noch ein relativ kurzes Kapitel über das jüdische Bildungswesen – bis hin zu einer Abbildung der ersten Rabbinerin und einem Überblick über die Bedeutung der hebräischen Sprache als heilige Sprache, aber auch als Alltagssprache in Israel. Welche Rolle das jüdische Recht in der Moderne spielt, wird nach den verschiedenen Strömungen, orthodox, liberal und konservativ unterschieden. Besonders wird dabei jedoch auf das „jüdische Recht im Staat Israel“ eingegangen und abschließend das „Recht als Inbegriff jüdischer Ethik und Gerechtigkeitsuche“ herausgestellt. Dabei ist vor allem für Christen – aber auch für Journalisten – wichtig: „Das Jüdische Recht will die Mittellinie finden zwischen strengem Anspruch und gütigem Nachgeben“, so dass „die Anwendung des Rechts zum Leben führen soll, nicht aber zu seinem Untergang“, wird aus der Tosefta zum Traktat Sanhedrin zitiert. Sehr interessant sind die praktischen Beispiele der Auswirkung dieses Grundsatzes.

Das zweite Großkapitel trägt die Überschrift „Das Leben“. Wer erwartet, hier Anweisungen für die Lebensgestaltung zu finden, wird überrascht sein: es geht um jüdische Lebensgestaltung, um Gebet, Schabbat, Synagoge, Jahreskreis, Tod und Trauer. Die Lebensgestaltung wird im dritten Großkapitel „Die Gebote“ behandelt.

Im jüdischen Alltag gibt es bestimmte Gebetszeiten; sie und bestimmte Gebetsformeln haben sich seit der Zeit des Zweiten

Tempels herausgebildet und finden sich bereits in Mischna und Talmud. Auch die Grundbedeutung des hebräischen Wortes für Gebet, tefilla, wird erklärt. Nach der Tempelzerstörung traten diese Gebete an die Stelle der Opfer. Sehr ausführlich werden die verschiedenen geprägten Gebete wie Amida, Schma und Kaddisch beschrieben. Auch dies gehört zum „Basiswissen“ Judentum. Neben dem Gebet in Gemeinschaft, zu dem mindestens zehn Personen erforderlich sind, tritt das persönliche Gebet. Auch die Problematik von „Konzentration und Routine“ wird angesprochen. Nicht allgemein bekannt dürfte sein, dass nach Mischna sogar das Schma Jisrael in der jeweiligen Landessprache gesprochen werden kann. Dennoch wurde das Hebräische „als verbindende Gebetssprache des jüdischen Volkes trotz dieser Freiheiten nie aufgegeben“. Andererseits gibt es auch bestimmte Gebetshaltungen sowie Verbeugungen und Kleidungsstücke wie Kippa sowie Gebetsschal und Tefillin. Da die Fülle der gebräuchlichen Gebete über die Jahrhunderte zunahm, wurden Gebetssammlungen erstellt. „1870 äußerte sich Abraham Geiger zu den Qualitäten eines Einheitsgebetsbuches“. Man sieht, wie von ihm Tradition und Gegenwart in einen sinnvollen Ausgleich gebracht werden sollten. Ein längeres Zitat von Abraham Joshua Heschel über das Gebet schließt dieses Unterkapitel ab, ehe das nächste über den Schabbat folgt; er ist „der wichtigste jüdische Feiertag“. Dies wird von der Wortbedeutung und an Gebetstexten verdeutlicht, ehe auf die „Schabbatvorschriften“ und ihre Darlegungen im Traktat Schabbat und spätere Interpretationen eingegangen wird. Es folgen Ausführungen über Beginn und Be-

endigung des Schabbat mit den entsprechenden Bräuchen – wichtig für alle, die etwa im Unterricht dies behandeln sollen. Danach wird ausführlich auf den Gottesdienst am Freitagabend samt der traditionellen Gebete und Lieder eingegangen. Ein eigenes Unterkapitel wird den dreizehn „Glaubenslehren“, den „Ikkarim“, den „Prinzipien“ des Maimonides gewidmet, der damit „gewissermaßen das Minimum an Erkenntnis definiert“ habe. Allerdings war er nicht der erste und einzige „mittelalterliche jüdische Denker“. Auch der Überblick über die Entwicklungsgeschichte der Synagoge (und des entsprechenden hebräischen Begriffs „bet-ha-knesset“ (Versammlungshaus) macht sowohl die Heiligkeit dieses Ortes deutlich als auch die Tatsache, dass es kein „Tempel“ ist, obwohl auch diese Bezeichnung im 19. Jh. allmählich in Gebrauch kam. Aufbau und Ausgestaltung der Synagoge werden bis ins Detail beschrieben. Wichtig ist auch der Hinweis auf Synagogen nach der Zerstörung durch die Nazi-Pogrome, die (meist) erst infolge der Zuwanderung von Juden aus der früheren Sowjetunion zu repräsentativeren Synagogenbauten führten. Diese „dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich derzeit noch viele kleine jüdische Gemeinden mit Gottesdiensträumen in Büroetagen, in umgestalteten Wohnhäusern oder in Räumlichkeiten von Kirchengemeinden oder sozialen Einrichtungen begnügen müssen, die ihren sozialen und religiösen Bedürfnissen kaum gerecht zu werden vermögen.“ Ein Abschnitt ist der Synagogalmusik und bedeutenden Kantoren gewidmet, ehe das nächste Unterkapitel über „Zeit und Ewigkeit“ beginnt, in dem sowohl der jüdische Kalender, die Jahreszählung

als auch die Feste (bis hin zu Tu Bi'Schwat, dem „Neujahrsfest der Bäume“) ausführlich beschrieben werden. Einen besonderen Raum nimmt selbstverständlich das Pesachfest ein mit Sederabend und Haggada. Das sieben Wochen später gefeierte „Wochenfest“ wird in seinem allmählichen Wandel vom Fest der Weizenernte zum Fest der Toragabe (chag matan tora) beschrieben und weitere gebräuchliche Bezeichnungen benannt. Natürlich darf der Hinweis auf Brauchtum und die traditionelle Lesung des Buches Rut (einer der 5 Festtagsrollen) nicht fehlen. Auch die Bedeutung der drei „finsteren Wochen“ vor dem 9. Aw, dem Gedenktag der Tempelzerstörung, an dem allerdings auch anderer Leiden bis ins Mittelalter gedacht wird. Interessant und nicht allgemein bekannt dürfte sein, dass der Monatserste den Frauen gewidmet ist, weil sie (so aufgrund des grammatikalischen Geschlechts) einst ihren Schmuck nicht zur Herstellung des goldenen Kalbes abgeliefert hätten. Abschließend wird noch auf die Feiertage im Staat Israel eingegangen. Zeiteinteilungen gibt es jedoch nicht nur im Kalender, sondern auch im Leben, so wird in einem weiteren Unterkapitel der Lebenskreis abgeschrieben von der Eheschließung über die Beschneidung bis hin zum Tod und der Friedhofskultur und Jenseitsvorstellungen von der Bibel bis zur Neuzeit. Das dritte Großkapitel widmet sich den Geboten. Hier geht es zunächst um das „ethische Profil des Judentums“, um Gerechtigkeit und Solidarität, um das Verhältnis von Offenbarung und Ethos, dann aber auch, was nicht sofort zu erwarten wäre, um den jüdischen Haushalt, die verschiedenen biblischen und nachbiblischen Speisevorschriften einschließlich

Schlachtung sowie um das Fasten als „Demütigung der Seele“ jedoch in begrenztem Umfang. Auch Fragen der Kleidung in Kultus und Alltag werden hier verhandelt, die Geschlechterrollen im traditionellen und modernen religiösen Judentum, sogar die Homosexualität von der Bibel über den Talmud, das Mittelalter bis hin zum modernen Progressiven Judentum. Sehr umfangreich ist das vierte Hauptkapitel „Die Geschichte“ – wie könnte es auch anders sein! Es beginnt mit dem Kapitel über das „verheißene Land“ und der Aussage: „Der Gott Israels, das Volk Israel und das Land Israel, Erez Jisrael, stellen im traditionellen jüdischen Verständnis eine Einheit dar. [...] Der Begriff Erez Jisrael (»Land Israel«) wurde und wird jüdischerseits als Alternative zu dem von den Römern festgelegten Namen Palästina gebraucht.“ Stellt es womöglich eine Einschränkung der modernen Siedlerideologie dar, wenn darüber hinaus festgestellt wird: „Nach religiösem Verständnis ist die Landgabe aber abhängig von der Erfüllung der Gebote durch das Volk Israel.“? Eine Abbildung David Ben Gurions mit dem Original der Unabhängigkeitserklärung leitet einige kurze Abschnitte über Zion, Jerusalem, Ererbung des Landes und Rückkehr nach Erez Jisrael ein, die mit der Rückkehr jüdischer Bewohner spätestens ab der Mitte des 5. Jh. beginnt. Herzl und der politische Zionismus werden zwar nicht übergangen, aber äußerst knapp gestreift, ausführlicher die mit dem Ende des 19. Jh. einsetzenden Aufbauleistungen der Einwanderung, des Jischuw. Wichtig erscheint der Hinweis auf eine grundlegende Fragestellung, die Leo Baeck aufgeworfen hat und die hier wörtlich wiedergegeben werden soll: „Für Palästina gilt die Frage: Wie soll

sich dort das jüdische Leben entwickeln: Soll Palästina übergeben werden einerseits der Orthodoxie, andererseits dem russischen Nihilismus? Hier erwachen dem religiösen Liberalismus wichtige Pflichten.“ Die Frage stellt sich mittlerweile zwar modifiziert, ist aber keineswegs gelöst. Über die Balfour-Erklärung und die Irrfahrt der „Exodus“ kommt dies „Basisorientierung“ zur Staatsgründung 1948. Über die unterschiedlichen Lebensformen sefardischer und aschkenasischer Juden im Mittelalter die bedeutenden Zentren der „Schum-Städte“ Speyer, Worms und Mainz gelangt die Darstellung in groben Zügen zum Thema Ghetto zwischen Autonomie und Gefängnis. Es geht um Basiswissen, nicht um eine ausführliche Geschichte des Judentums! Wichtig ist auch der Abriss über Messianismus und Messiaserwartungen im Judentum bis hin zum „Lubawitscher Rebbe Menachem Mendel Schneerson“. Der Rezensent erinnert sich an Plakate in Zefat (Safed), die nach seinem Tod mit geradezu christlich klingenden Worten verhiessen: „hu jawo“ – „er wird wiederkommen“. Selbstverständlich darf ein kurzer, dennoch detaillierter Hinweis auf die Kabbala und den neuzeitlichen Chassidismus nicht fehlen. Sogar dem Jiddischen ist ein Unterkapitel gewidmet, weil es sich zu einer Art Nationalsprache entwickelte, aber auch in die deutsche Umgangssprache Eingang gefunden hat. Die rechtlich-politische Emanzipation wird hinsichtlich ihrer geistigen Vorbereiter ins Auge gefasst, das preußische Emanzipationsedikt von 1812 behandelt, aber wie meist übergangen, dass Juden im Großherzogtum Baden schon 1807 als gleichberechtigte Staatsbürger anerkannt wurden. Dass die Gleichbehandlung erst

mit der Weimarer Verfassung mit der Religionsfreiheit garantiert wurde, die mit dem Nationalsozialismus bereits ein knappes Vierteljahrhundert danach schon wieder zu Ende war, wird zunächst knapp dargestellt, sehr viel ausführlicher dagegen die „Wissenschaft des Judentums“ von Leopold Zunz über Abraham Geiger bis Martin Buber inklusive der wissenschaftlichen Rabbinerausbildung. Den Juden in der Weimarer Republik in Theater, Film und Malerei sowie in jüdischen Verbänden ist ein eigenes Unterkapitel gewidmet – samt einem Zitat von Benno Jacob über Deutschsein und Jüdischsein. „Verfolgung und Selbstbehauptung“ im „Dritten Reich“ mit Boykott, Arierparagraf, Bücherverbrennung und „Nürnberger Gesetzen“, dem Abriss der Münchener Hauptsynagoge noch vor der Pogromnacht 1938, Arierisierung jüdischen Vermögens und Zwangskennzeichnung der Juden markieren neben dem eigentlichen Novemberprogramm einige weitere Stationen auf dem Weg zur Schoa, dem „Mord an den Juden Europas“, einem eigenständigen Unterkapitel. Die kurz umrissenen Sachverhalte regen selbstverständlich zum gründlicheren Nachlesen in einschlägiger Literatur an, auf die im umfangreichen Registerteil (neben einem Glossar, einem Bibelstellen- und Namensregister sowie einem „Service-Teil“ mit wichtigen Anschriften am Ende des Buches verwiesen wird. Trotz der Knappheit von 8 Seiten bietet das Unterkapitel 10 Schoa. Es werden zunächst die Begriffe Schoa und Holocaust charakterisiert, eine Seite mit Teilnehmern der Wannseekonferenz sowie der Auschwitz-Personalbogen des Vaters einer der Autoren abgebildet, wodurch dieses Kapitel besonders konkret und eindrücklich

wird. Wie sich aus den Überlebenden bereits „wenige Wochen nach der Befreiung Deutschlands durch die alliierten Truppen“ in den vier Besatzungszonen wieder einzelne jüdische Gemeinden bildeten, ist bewundernswert. Dazu trug sicher auch die Überzeugung von Rabbiner Leo Baeck bei, der Theresienstadt überlebt hatte, solange „Juden in Deutschland Lebten, müssten hier auch jüdische Gemeinden bestehen“. Probleme der nach dem Krieg in der Bundesrepublik lebenden Juden und in der DDR werden benannt, die Integration der nach 1990 aus der ehemaligen Sowjetunion eingewanderten Juden allerdings nur in sozialer Hinsicht. Dies gilt auch für den „Staatsvertrag als Integrationshilfe“. Ehe das Buch auf jüdisches Leben in den USA zu sprechen kommt, wird unter dem Titel „Einheit in der Vielfalt“ auf die verschiedenen Strömungen im religiösen Judentum sowie auf die auch staatlich unterstützten Bildungseinrichtungen eingegangen. Abbildungen von Charlotte Knobloch als langjähriger Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde von München und Oberbayern sowie von Rabbiner Leo Baeck, einem Repräsentanten „des liberalen deutschen Judentums“ verleihen diesem Kapitel buchstäblich ein Gesicht. Das amerikanische Judentum wird nur kurz gestreift, ehe dieses Kapitel mit der Frage, „Was heißt »liberal«? abschließt. Hier erfährt man, dass diese Richtung „weltweit die stärkste religiöse Bewegung darstellt“, aber sich in ihrem „Ursprungsland Deutschland [...] immer wieder erklären und gegenüber Ahnungslosigkeit und Besserwissen behaupten muss“. Demgegenüber wird festgestellt: „Das liberale Judentum glaubt an die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Entwick-

lung der jüdischen Religion in Bezug auf Form und Inhalt“. Was dies im Einzelnen bedeutet, wird verständlich dargestellt. Während für jüdisches Leben meist Berliner Verhältnisse beispielhaft angeführt werden, fällt es angenehm auf, dass für das liberale Judentum ein Bild aus der liberalen Synagoge in Hannover gezeigt wird, auf dem mindestens drei Frauen im Gebetschal zu sehen sind. Das 5. Großkapitel unter dem Titel „Im Gespräch“ widmet sich zunächst dem Verhältnis von Christen und Juden. Dabei wird auch die zunächst sicher bahnbrechende Auffassung, das Judentum sei die ältere, gar reinere Religion, auf die das Christentum aufbaue, entsprechend neuer Forschungen jüdischer Gelehrter korrigiert und auf die vielfältigen Wechselbeziehungen in der Entwicklung beider Religionen verwiesen. Sehr sachlich und dennoch subtil gehen die Autoren mit mancherorts praktizierten „christlichen Pessachfeiern“ um, die eine scheinbare Authentizität des christlichen Abendmahls herzustellen versuchen. Lesenswert! Das Verhältnis von Christen und Juden wird in einem Längsschnitt von der Spätantike bis zu den beiden christlichen Konfessionen nach der Schoa verfolgt. Dabei wird auch Luther nicht ausgespart. Der Bekennenden Kirche im „Dritten Reich“ wird zwar „Widerstand gegen das Naziregime“ attestiert, sie „interessierte sich bis auf wenige Ausnahmen aber nicht für die Juden. Selbst getaufte Juden wurden von den Kirchen weitgehend im Stich gelassen. Eine Ausnahme war Pfarrer Heinrich Grüber, der 1938 in Berlin eine Hilfsstelle für evangelische Rasseverfolgte einrichtete“. Zum Glück gab es noch eine ganze Reihe – wenn auch viel zu wenige – anderer. Dass im „Stuttgarter

Schuldbekennnis“ von 1945 „die Juden mit keinem Wort erwähnt“ sind, ist nicht sein einziger Mangel. Es ist überhaupt kein Schuldbekennnis, sondern lediglich eine Erklärung gegenüber der Ökumene. Die übrigen theologischen Nachkriegserklärungen werden ebenfalls sehr wohlwollend beurteilt. Ähnliches gilt auch gegenüber katholischen Dokumenten. Immerhin ist für die Langsamkeit der Fortschritte bezeichnend: „Papst Johannes Paul II. setzte die Konzilsgedanken in Worten und Taten um, als er 1986 als erster Papst in Rom eine Synagoge besuchte.“ Auch die jüdische Seite musste sich auf die neue Gesprächslage einstellen. „Zu den Lichtblicken im interreligiösen Dialog im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils gehört die Erklärung Dabru Emet (»Redet Wahrheit«), eine jüdische Stellungnahme zu Christen und Christentum“. Der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und die Aktion Sühnezeichen werden zwar erwähnt, leider nicht die Berliner Erklärung als Fortschreibung der Seelisberger Thesen. Für die allmähliche Rezeption des „jüdischen Jesus“ wird auf Abraham Geiger und Leo Baeck und in deren Nachfolge auf Schalom Ben-Chorin verwiesen, der sicher die größte Breitenwirkung in der Öffentlichkeit erzielte. Zum Schluss dieses Großkapitels „Im Gespräch“ gehen die Autoren auf das Verhältnis von Juden und Muslimen ein. Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Tora und Koran und deren mündlicher Tradition in Talmud und Sunna werden herausgestellt – bis hin zu der Formulierung des Maimonides „Gott ist einer und einzig, und Mose ist sein Prophet“, die an das muslimische Grundbekenntnis anklingt. Dass eini-

ge Sultane Juden gegenüber toleranter waren als christliche Herrscher wird ebenso erwähnt wie die Beschreibung der Alhambra in Granada in ihrer Beziehung zum Salomonischen Tempel durch den spanisch-jüdischen Dichter und Philosophen Salomo ibn Gabirol. Dass dieses sog. „Goldene Zeitalter“ nur von relativ kurzer Dauer war, wird nicht erwähnt. Die heutigen politisch bedingten Spannungen in einem Abschnitt über „Interreligiöse Begegnung“ und den Aufruf des amerikanischen Reformjuden Eric Yoffie, die amerikanische Gesellschaft solle ihre Diskriminierung von Muslimen überwinden und helfen eine Zweistaatenlösung im Nahen Osten voranzubringen. Abschließend wird nochmals Leo Baeck zu einem gemeinsamen Weg der drei Monotheistischen Religionen zitiert: „Dann werden gute Tage kommen. Menschen und Völker und Bekenntnisse werden geschieden bleiben, werden in ihrer Besonderheit weiterleben, aber sie werden wissen, dass sie zusammengehören, Teil der einen Menschheit sind, zusammenleben sollen auf dieser unserer Erde, einander sehend und einander verstehend, und, wenn es nottut, einander helfend.“

Zunächst wird aber nochmals auf Abraham Geiger verwiesen, der mit seiner Dissertation von 1832 „Was hat Mohammed aus dem Judentume aufgenommen?“ die Anfänge der modernen Koranwissenschaft markiert.

Wer dieses umfangreiche Werk durchgearbeitet hat, wird ahnen, worüber es sich über dieses Basiswissen hinaus noch zu informieren lohnt.

■ Hans Maaß, Karlsruhe

Zu guter Letzt

gezeiten

in der tiefe
der furcht

ebbe und flut
durchzittern mich

schwemme mir
vom bernstein an
nimm
die schlacken fort

herr
der gezeiten